

VORSCHAU
3 | 2021

Digitalität

ARCHIV



2 | 2021

Stellvertretung

Editorial



Stellvertretung

Weil niemand allein leben kann

MARTIN HOCHHOLZER

*Biblische Schlaglichter auf die Frage der
Stellvertretung*

MARKUS-LIBORIUS HERMANN

*Stellvertretung als theologische Grundkategorie
im Horizont einer missionarischen Kirche*

OTTMAR FUCHS

Für alle, weil für wenige?

JAN LOFFELD

*Stellvertreterreligion als Modell der Zukunft der
Kirche in Europa?*

GERT PICKEL

Solidarität zwischen Gott und den Menschen

ANDREAS ODENTHAL

*„Heute ist Beten die größte Wohltat, die man der
Welt erweisen kann“ (Madeleine Delbrêl)*

STEFAN TAUSCH

Stellvertretung durch Christen?

MICHAEL MATTHES

Stellvertretung: Ein monastischer Blick

SR. M. SANDRA GELBE

AKTUELLES PROJEKT

AKTUELLE STUDIE

KIRCHE ENTWICKELT SICH

TERMINE & BERICHT E

REZENSIONEN

Zu dieser Ausgabe

**Erfahrungen aus der Begegnung mit Menschen, in
deren Leben Gott und Glauben nicht (mehr)
vorkommen**



AUSGABE 2 | 2021

Editorial

Stellvertretung

Weil niemand allein leben kann

Biblische Schlaglichter auf die Frage der Stellvertretung

Stellvertretung als theologische Grundkategorie im Horizont einer missionarischen Kirche

Für alle, weil für wenige?

Stellvertreterreligion als Modell der Zukunft der Kirche in Europa?

Solidarität zwischen Gott und den Menschen

„Heute ist Beten die größte Wohltat, die man der Welt erweisen kann“ (Madeleine Delbröl)

Stellvertretung durch Christen?

Stellvertretung: Ein monastischer Blick

Erfahrungen aus der Begegnung mit Menschen, in deren Leben Gott und Glauben nicht (mehr) vorkommen

AKTUELLES PROJEKT

AKTUELLE STUDIE

KIRCHE ENTWICKELT SICH

TERMINE & BERICHTE

REZENSIONEN

Zu dieser Ausgabe

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

diese Ausgabe widmet sich dem Thema „Stellvertretung“ und fragt, wie diese verstanden werden und ob sie für unsere pastoralen Überlegungen eine Rolle spielen kann. Seit Immanuel Kant taucht im Blick auf den Stellvertretungsgedanken immer wieder das Argument der Unvertretbarkeit des Einzelnen auf, das mit dem mündigen, aufgeklärten und selbst verantwortlichen Menschen verbunden ist. Dies ist gewissermaßen der Haupteinwand gegen das im vorliegenden Heft angezeigte Thema. Die Frage ist so, ob mit der Stellvertretung ein Geschehen gemeint ist, dass die Würde und Freiheit des Menschen zerstört, oder ob die Stellvertretung als etwas gedacht werden kann, das dem Menschen dort geschenkt wird, wo er selbst scheitert und an seine Grenzen kommt. Und natürlich muss auch gefragt werden, welche Rolle die Kirche dabei spielt. Denn wenn Kirche „anders ist als die ‚anderen‘, kann sie für ‚die anderen‘ etwas bedeuten, was diese nicht schon selbst sind. Aber was sie für die ‚anderen‘ bedeutet, hängt entscheidend von der Art und Weise ab, wie sie ihr Anderssein lebt“ (Karl-Heinz Menke). Um diesen Fragen nachzugehen und sie auf ihre pastorale Relevanz hin zu erschließen, sind im vorliegenden Heft verschiedene Beiträge versammelt.

Den Aufschlag macht *Martin Hochholzer*, der Stellvertretung in einer Tour d’Horizon als einen unverzichtbaren Aspekt des Lebens in vielen Facetten beschreibt. Den biblischen Befund erhebt *Markus-Liborius Hermann*, der vor allem Jesu Leben, Sterben, Tod und Auferstehung unter dem Vorzeichen der liebenden Hingabe und Proexistenz nachzeichnet. *Ottmar Fuchs* fragt nach den pastoralen Möglichkeiten für eine missionarische Kirche, die sich aus der theologischen Grundkategorie der Stellvertretung ergeben. *Jan Löffeld* reflektiert über pastorale Stellvertretung und Ent-Netzung. Dabei lenkt er angesichts der Erfahrung von Minderheit kirchlicher Präsenz die Aufmerksamkeit von dem aktiv Verbundenen auf das „Entnetzte“ (Urs Stäheli). Der Religionssoziologe *Gert Pickel* geht der Frage nach, ob eine Stellvertreterreligion als Modell der Zukunft der Kirche in Europa dienen kann. Dafür stellt er das Modell der „Vicarious Religion“ von Grace Davie vor und erdet es in der religiösen Realität Europas. Auch das Feld der Liturgie wird abgestritten: *Andreas Odenthal* reflektiert über einen „Gottesdienst in Stellvertretung“ und nimmt dabei die Solidarität zwischen Gott und den Menschen und konkret den betenden Menschen in den Blick. Die Frage, ob und in welcher Weise Glaubende für andere, „für die Vielen“, stellvertretend beten können, wird von *Stefan Tausch* aus der Perspektive der Citypastoral erörtert. Dabei berichtet er von der Arbeit und geistlichen Grundhaltung im Katholischen Forum Dortmund und von seinen konkreten Erfahrungen damit, wie Menschen reagieren, wenn man ihnen sagt, dass man für sie beten wird. Dazu, wie diese Überlegungen bei Menschen ankommen könnten, die sich selbst als nicht glaubend verstehen, wurde *Michael Matthes* gebeten, Stellung zu nehmen. Einen monastischen Blick auf die Stellvertretung bietet abschließend der Beitrag von *Sr. M. Sandra Gelbe OCist*, die Stellvertretung als theologische, spirituelle und praktische Grundfigur auf verschiedenen Ebenen des klösterlichen Lebens und Selbstverständnisses in Helfta beschreibt.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre!

Mir selbst sei noch ein abschließendes Wort erlaubt. Nach über elf Jahren verlasse ich im Juli die KAMP, um eine neue berufliche Etappe zu beginnen. Ich möchte mich daher bei Ihnen, geschätzte Leserinnen und Leser, verabschieden. Ich wünsche Ihnen Gottes reichen Segen.

Ihr

Markus-Liborius Hermann



Dr. Markus-Liborius Hermann ist Referent für Evangelisierung und missionarische Pastoral in der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

AUSGABE 2 | 2021

Editorial

Stellvertretung

Weil niemand allein leben kann

Biblische Schlaglichter auf die Frage der Stellvertretung

Stellvertretung als theologische Grundkategorie im Horizont einer missionarischen Kirche

Für alle, weil für wenige?

Stellvertreterreligion als Modell der Zukunft der Kirche in Europa?

Solidarität zwischen Gott und den Menschen

„Heute ist Beten die größte Wohltat, die man der Welt erweisen kann“ (Madeleine Delbrèl)

Stellvertretung durch Christen?

Stellvertretung: Ein monastischer Blick

Erfahrungen aus der Begegnung mit Menschen, in deren Leben Gott und Glauben nicht (mehr) vorkommen

AKTUELLES PROJEKT

AKTUELLE STUDIE

KIRCHE ENTWICKELT SICH

TERMINE & BERICHTE

REZENSIONEN

Zu dieser Ausgabe

Weil niemand allein leben kann

Stellvertretung: Annäherungen an einen Begriff

Was ist eigentlich Stellvertretung? Sie begegnet uns öfter, also wir denken, und entfaltet sich als unverzichtbarer Aspekt des Lebens in vielen Facetten. Eine Tour d'Horizon von Martin Hochholzer.

Vielleicht haben Sie das auch schon einmal erlebt: Jemand hat etwas für Sie erledigt, ohne das vorher mit Ihnen abzusprechen – und Sie sind nicht glücklich damit. Denn eigentlich wollten Sie das selbst machen und sehen, wie das läuft; oder schauen, ob Sie das auch selbst schaffen; oder bei dieser Gelegenheit einen Kontakt knüpfen ...

Stellvertretung kann problematisch sein – nicht nur, wenn sie ungefragt geschieht. Auf der anderen Seite könnten wir nicht ohne stellvertretendes Handeln leben: Eltern regeln viele Dinge für ihre noch unmündigen Kinder. Mit der steigenden Lebenserwartung gibt es auch immer mehr Pflegebedürftige, die viele Rechtsgeschäfte und Erledigungen nicht mehr selbst machen können. Und auch, wer „im Vollbesitz seiner Kräfte“ ist, kann in die Lage kommen, dass er etwas nicht selbst erledigen kann – und sei es nur wegen einer Terminkollision.

Und noch ein aktuelles Beispiel: Nicht alle können sich gegen Corona impfen lassen; derzeit sind z. B. in Deutschland noch keine Impfstoffe für Kinder zugelassen. Hier sind dann alle anderen aufgerufen, sich impfen zu lassen und so eine Herdenimmunität zu schaffen, die allen zugutekommt.

Weite ich damit den Begriff der Stellvertretung zu sehr aus? Ich gehe sicherlich über das hinaus, was Gesetze als Stellvertretung definieren. Im rechtlichen (und kirchenrechtlichen) Bereich ist es wichtig, dass klar ist, wann sich jemand vertreten lassen darf und welche Regeln für eine solche Vertretung gelten.

Bei stellvertretender Leitung (etwa in einer Firma) kommen zu den rechtlichen Regelungen und offiziell übertragenen Kompetenzen auch noch ungeschriebene Gesetze und Verhaltensregeln hinzu. Ebenso geht stellvertretendes Handeln in Politik und in Organisationen üblicherweise von einer offiziellen Beauftragung aus.

Anders ist das in der Theologie, die sich am stellvertretenden Eintreten Jesu Christi für uns Menschen abarbeitet: Das ist nicht nur unbeauftragt, sondern auch existentiell, geht also weit über eine Stellvertretung in einem bestimmten Lebensbereich oder Arbeitskontext hinaus.

Der Stellvertretungsbegriff erhält also in verschiedenen Fachgebieten eine je eigene Bedeutung und ist damit vieldeutig und schwer zu fassen. Er erfährt aber mehr Kontur, wenn man ihn einigen anderen Begriffen gegenüberstellt:

Eher einfach fällt die Abgrenzung zu *Fürsorge*, wo jemand etwas *an* mir tut, während bei Stellvertretung jemand etwas zwar *für* mich, aber *gegenüber anderen* tut. Stellvertretung überschreitet also meinen persönlichen Bereich; sie ist eine indirekte Weise, in der Welt präsent zu sein.

Bei einer *Repräsentation* bin ich wie bei einer Stellvertretung nicht im eigenen Namen präsent. Wenn ich aber etwas repräsentiere, ist das eher eine *Organisation*, während ich Stellvertreter einer *Person* bin. Stellvertretung ist also nichts Unpersönliches, sondern geschieht immer in Beziehung zu einem Menschen. Außerdem kann Repräsentation sehr passiv erfolgen – etwa durch bloße Anwesenheit –, während mit Stellvertretung doch zumeist ein Handeln verbunden ist.

Ein *Vertreter* kann Verschiedenes sein: ein Exemplar einer bestimmten Spezies, ein Handelsvertreter, ein ständiger Vertreter in der Diplomatie. Auch eine *Stellvertreterin* ist eine Vertreterin. Ein Vertreter in einem Gremium – etwa ein Volksvertreter im Bundestag – ist aber kein Stellvertreter: Stellvertreter werden üblicherweise nicht gewählt und



Dr. Martin Hochholzer ist Referent für Evangelisierung und Charismenorientierung in der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

vertreten keine Personenmehrzahl.

Doch was ist mit Jesus Christus und seinem stellvertretenden Leiden? Daran, dass man vom stellvertretenden Handeln Jesu spricht, er aber nur selten als Stellvertreter der Menschen bezeichnet wird, wird deutlich, dass man, was die Anwendbarkeit der Begriffe betrifft, zwischen „Stellvertreter“, „Stellvertretung“ und „stellvertretend“ unterscheiden muss: Letztere Begriffe gebraucht man auch in Situationen, wo man es vermeidet, jemanden als Stellvertreter zu bezeichnen. Wenn z. B. Amnesty International anwaltschaftlich für politische Gefangene eintritt, so mag dies zwar ein stellvertretender Protest gegen Menschenrechtsverletzungen sein, aber macht Amnesty International oder deren AktivistInnen noch lange nicht zu StellvertreterInnen der Gefangenen.

Hier wird der oftmals metaphorische Charakter der Rede von Stellvertretung deutlich.

So hat verschiedenes Handeln gerade auch durch seine anwaltschaftliche, exemplarische und zeichenhafte Funktion einen gewissen Stellvertretungscharakter:

WissenschaftlerInnen, ForscherInnen und ExpertInnen jeder Art bauen mit viel Zeit- und Ressourceneinsatz Wissen und Expertise auf, so dass andere das nicht tun müssen (sie hätten ja auch zuallermeist gar nicht die Zeit oder die Fähigkeiten dazu), gleichwohl aber darauf zurückgreifen können. Eine Theologin etwa hat sich durch ihr Studium Zugang zu 2000 Jahren christlicher Theologie erworben. Für die „einfachen Gläubigen“ ist es nicht möglich, zu jeder dogmatischen Detailfrage die Diskursgeschichte zu kennen – und es ist für sie zumeist auch nicht interessant und relevant. Wenn eine theologische Frage aber relevant ist, können sie auf die Expertise der Theologin zurückgreifen.

Ähnlich ist es mit Menschen, die professionell oder oft auch hobbymäßig fast vergessene Handwerkstechniken, alte Obstsorten etc. bewahren, die heute nicht mehr gefragt sind. Doch unter bestimmten Umständen werden solche Leute manchmal plötzlich sehr wichtig: etwa, wenn es um die Renovierung historischer Bauten geht oder wenn Züchtungen gesucht werden, die mit dem Klimawandel besser zurecht kommen.

Und dann gibt es Menschen, die stellvertretend etwas leben und erkunden: ob man ohne Plastik leben kann; wie nachhaltiges Wirtschaften gelingen kann; wie Frieden zwischen traditionell verfeindeten Bevölkerungsgruppen möglich ist.

Auch, wie man in der heutigen Zeit und Gesellschaft seinen Glauben leben kann? In der Rede vom stellvertretenden Glauben der Menschen, die nach wie vor zur Kirche kommen und auch im Alltag ihre Gottesbeziehung sichtbar werden lassen, schwingt schnell die Hoffnung mit, dass es wieder mehr werden könnten. Aber es kann darin auch eine Verbundenheit mit allen Menschen vor Ort zum Ausdruck kommen, für die man die Gottesdimension offenhalten will.

All das verweist auf das, was Stellvertretung im Kern ausmacht und überhaupt erst zu ihr führt: Niemand kann (und will) alles selbst tun, zumindest nicht immer. (Es sollte auch niemand versuchen, alles selbst zu tun – er würde sich restlos überfordern.) Wir sind immer auf andere angewiesen, und sei es auch nur vorübergehend. Das ist eine spirituelle Grundeinsicht. Und dass man gar nicht alles selbst tun muss, mag für viele tröstlich sein.

Das stellt aber auch die Frage: Sind wir in der Lage, Dinge abzugeben? Denn immer wieder erleben wir Menschen, die sich überlasten, weil sie alles selbst tun wollen.

Und auf der Gegenseite braucht es auch Menschen, die Stellvertretung und damit Verantwortung übernehmen. Auch das ist nicht selbstverständlich.

Und schließlich gibt es Fälle, wo die Herausforderung darin besteht, Dinge nicht an StellvertreterInnen abzugeben: Manche Probleme – etwa der Schutz des Klimas oder die Eindämmung des Coronavirus durch Einhaltung von Hygieneregeln – kann man nicht an ein paar wenige vorbildliche StellvertreterInnen delegieren, sondern es braucht die breite Masse, die mitmacht.

Kann es dann überhaupt legitim sein, wenn jemand – ungefragt – etwas für jemand anderen erledigt, auch auf die Gefahr hin, dass sich dieser dann beschwert: Das hätte ich gerne selbst gemacht? Ja, es gibt diese Fälle: etwa, wenn jemand auf Anweisung des Jugendamts ein Kind in Obhut nimmt. Ansonsten aber ist Vorsicht geboten bei ungefragter oder

unbeauftragter Stellvertretung: Sie könnte als Anmaßung und Überheblichkeit gesehen werden; als Kränkung und Abwertung, wenn der Vertretene den Eindruck erhält, man würde ihm etwas nicht zutrauen. Sie kann Benachteiligung sein, wenn sie dem anderen Herausforderungen wegnimmt, an denen er wachsen und lernen kann.

Hier zeigt sich der Machtaspekt von Stellvertretung. Man muss nicht auf den „Stellvertreter Christi“ verweisen, um zu demonstrieren, wie mächtig Stellvertreter sein können. Auch HerrscherInnen, die StatthalterInnen etc. Macht zuteilten, mussten erleben, dass sie sie danach nicht einfach zurückfordern konnten. Wer Stellvertretung zulässt, kann einerseits durch die Machtverteilung seine eigene Macht in der Fläche ausbauen, andererseits aber gibt er auch Macht ab und macht sich angreifbar, da er StellvertreterInnen nicht gänzlich kontrollieren kann. Stellvertretung hat also viel mit Vertrauen zu tun – gerade, da StellvertreterInnen Entscheidungen treffen können und ggf. müssen, die danach nicht mehr zurückgenommen werden können und die weitreichende Folgen auch für die Stellvertretenen haben.

Umgekehrt kann Stellvertretung aber auch Ausdruck und Folge eines Mangels an Macht sein. Es kommt z. B. vor, dass ein Vorgesetzter einen Stellvertreter vorschickt, um sich in einer problematischen, unangenehmen Situation nicht selbst zu exponieren. Manchmal drücken sich Leitungspersonen vor einer klaren Entscheidung; notgedrungen müssen auf den unteren Ebenen pragmatische Regelungen getroffen werden, die dann aber unter einem Mangel an Legitimation leiden. Das wohl grausamste Beispiel sind aber Stellvertreterkriege, mit denen Hegemonialmächte ihre Konflikte anderen Ländern aufbürden.

Wir sehen: Stellvertretung hat unterschiedliche Aspekte und ist ein vielschichtiger Begriff, dessen Facetten in diesem Beitrag gar nicht alle entfaltet werden konnten. Stellvertretung in den verschiedenen Formen spiegelt die Wechselfälle menschlichen Lebens wider. Und: Ohne Stellvertretung kommt niemand aus, ist menschliches Leben gar nicht möglich.

Allein schon wegen dieser Unverzichtbarkeit legt sich eine theologische Auseinandersetzung mit dem Begriff, die nicht auf Fragen der Soteriologie verengt ist, nahe; aber auch, weil in Kirche und pastoraler Praxis Stellvertretung in vielen Ausprägungen vorkommt. Darüber hinaus ist stellvertretendes Christsein schließlich als Weise zu bedenken, den kirchlichen Grundauftrag zu realisieren: allen Menschen den Platz freizuhalten für ein Leben vor Gottes Angesicht.

AUSGABE 2 | 2021

Editorial

Stellvertretung

Weil niemand allein leben kann

Biblische Schlaglichter auf die Frage der Stellvertretung

Stellvertretung als theologische Grundkategorie im Horizont einer missionarischen Kirche

Für alle, weil für wenige?

Stellvertreterreligion als Modell der Zukunft der Kirche in Europa?

Solidarität zwischen Gott und den Menschen

„Heute ist Beten die größte Wohltat, die man der Welt erweisen kann“ (Madeleine Delbröl)

Stellvertretung durch Christen?

Stellvertretung: Ein monastischer Blick

Erfahrungen aus der Begegnung mit Menschen, in deren Leben Gott und Glauben nicht (mehr) vorkommen

AKTUELLES PROJEKT

AKTUELLE STUDIE

KIRCHE ENTWICKELT SICH

TERMINE & BERICHTE

REZENSIONEN

Zu dieser Ausgabe

Biblische Schlaglichter auf die Frage der Stellvertretung

In welcher Form findet sich der Gedanke der Stellvertretung im Alten und Neuen Testament? Markus-Liborius Hermann gibt einen Überblick und geht auf zwei zentrale Texte näher ein.

Der Begriff „Stellvertretung“ ist nicht biblisch. Weder im Alten noch im Neuen Testament kommt er vor. Aber in der Sache findet sich das, was im 17. Jahrhundert mit dem Begriff „Stellevertretung“ bezeichnet wurde, auf vielfältigste Weise. Die unterschiedlichen biblischen Vorstellungen der Stellvertretung sind heute jedoch nicht mehr einfach theologisch zu plausibilisieren und anthropologisch anschlussfähig zu machen. Doch entgegen dem vielfach unternommenen Versuch, angesichts des „modernen Menschen“ bzw. „aufgeklärten Zeitgenossen“ einfach auf sperrige Begriffe und biblische Konzepte zu verzichten und sie durch neue (aber doch ebenso erklärungsbedürftige) zu ersetzen, will dieser Beitrag versuchen, die biblische Semantik der Stellvertretung an Beispielen zu erschließen – auch und gerade angesichts der Tatsache, dass biblisch „Stellvertretung [...] nicht gleich Stellvertretung“ (Schaede 2011) ist.

Stellvertretung im Alten Testament

Im Alten Testament kommt das Stellvertretungsmotiv vor allem in soteriologischen Texten vor, in denen es „um ein Eintreten von einer Instanz in der Situation bzw. Existenz einer anderen Instanz geht“ (ebd.). Der Gedanke der Stellvertretung wird hier vor allem durch präpositional näher bestimmte Verbalkonstruktionen ausgedrückt. Dabei finden sich verschiedene Bedeutungsaspekte des Stellvertretungsgedankens: die Repräsentation, die Interzession, die Lebenshingabe, die Schuldübertragung/-übernahme und der Ersatz, wobei v. a. die Repräsentation und das stellvertretende Schuldtragen herausstechen. Diese Bedeutungsaspekte finden sich „in zentralen Lebens- und Vorstellungsbereichen des alten Israel: im Königtum, in der Anthropologie, in der Prophetie, im Kult und im Recht“ (Janowski 2007, 31).

Im Fall der *Repräsentation* findet sich beispielsweise eine „enge Verbindung zwischen der Person des/der Vertretenden und dem, den bzw. das er oder sie repräsentiert“ (ebd.). Im AT erscheint v. a. der König als „Repräsentant“ oder „Mittler“ Gottes (Jer 26,19; Ps 72 u. ö.). Die *Interzession* findet sich v. a. bei den Propheten, die als „Fürbitter“ Israels auftreten (Ex 32,7–14.30–34; Jer 15,10–20). Der Aspekt der *Lebenshingabe* bezieht sich v. a. auf Opfertiere, die anstelle des Opfernden getötet werden (vgl. Lev 1). Als *Ersatz* oder „Vergegenwärtigung“ des Originals kommt das Bild in den Blick. Von besonderer Bedeutung ist der Aspekt der *Schuldübertragung bzw. -übernahme*. Dabei „geht es um eine Arbeit oder Last, von der die Person, die vertreten wird, verschont wird (Entlastung), während der Vertreter seine stellvertretende Tätigkeit mit eigener Verantwortung ausübt“ (ebd.). So fasst entsprechend C. Gestrich zusammen: „Der Vikar tut etwas *statt* eines anderen, der Repräsentant *für* einen anderen“ (Gestrich 2001, 219). Wichtige Beispiele sind hier u. a. der Gottesknecht als „leidender Gerechter“ (Jes 52,13–53,12) und der Sündenbock als „ritueller Unheilsträger“ (Lev 16,20–22). Das Motiv des „leidenden Gerechten“ sei an dieser Stelle eingehender betrachtet.

Das vierte Gottesknechtlied (Jes 52,13–53,12)

Das vierte Gottesknechtlied kann in seiner Bedeutung kaum überschätzt werden. Es bildet innerhalb des AT „theologisch vielleicht [die] anspruchsvollste Form der Schuldbewältigung“ (Janowski 2007, 53). Doch zunächst der Text:

„52,13 Siehe, mein Knecht wird Erfolg haben, er wird sich erheben und erhaben und sehr hoch sein.“



Dr. Markus-Liborius Hermann ist Referent für Evangelisierung und missionarische Pastoral in der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

14 Wie sich viele über dich entsetzt haben – so entstellt sah er aus, nicht mehr wie ein Mensch, seine Gestalt war nicht mehr die eines Menschen –,

15 so wird er viele Nationen entsöhnen, Könige schließen vor ihm ihren Mund. Denn was man ihnen noch nie erzählt hat, das sehen sie nun; was sie niemals hörten, das erfahren sie jetzt.

53,1 Wer hat geglaubt, was wir gehört haben? Der Arm des HERRN – wem wurde er offenbar?

2 Vor seinen Augen wuchs er auf wie ein junger Spross, wie ein Wurzeltrieb aus trockenem Boden. Er hatte keine schöne und edle Gestalt, sodass wir ihn anschauen mochten. Er sah nicht so aus, dass wir Gefallen fanden an ihm.

3 Er wurde verachtet und von den Menschen gemieden, ein Mann voller Schmerzen, mit Krankheit vertraut. Wie einer, vor dem man das Gesicht verhüllt, war er verachtet; wir schätzten ihn nicht.

4 *Aber er hat unsere Krankheit getragen und unsere Schmerzen auf sich geladen.* Wir meinten, er sei von Gott geschlagen, von ihm getroffen und gebeugt.

5 *Doch er wurde durchbohrt wegen unserer Vergehen, wegen unserer Sünden zermalmt. Zu unserem Heil lag die Züchtigung auf ihm, durch seine Wunden sind wir geheilt.*

6 Wir hatten uns alle verirrt wie Schafe, jeder ging für sich seinen Weg. *Doch der HERR ließ auf ihn treffen die Schuld von uns allen.*

7 Er wurde bedrängt und misshandelt, aber er tat seinen Mund nicht auf. Wie ein Lamm, das man zum Schlachten führt, und wie ein Schaf vor seinen Scherern verstummt, so tat auch er seinen Mund nicht auf.

8 Durch Haft und Gericht wurde er dahingerafft, doch wen kümmerte sein Geschick? Er wurde vom Land der Lebenden abgeschnitten und wegen der Vergehen meines Volkes zu Tode getroffen.

9 Bei den Frevlern gab man ihm sein Grab und bei den Reichen seine Ruhestätte, obwohl er kein Unrecht getan hat und kein trügerisches Wort in seinem Mund war.

10 Doch der HERR hat Gefallen an dem von Krankheit Zermalmt. Wenn du, Gott, sein Leben als Schuldopfer einsetzt, wird er Nachkommen sehen und lange leben. Was dem HERRN gefällt, wird durch seine Hand gelingen.

11 Nachdem er vieles ertrug, erblickt er das Licht. Er sättigt sich an Erkenntnis. *Mein Knecht, der gerechte, macht die Vielen gerecht; er läßt ihre Schuld auf sich.*

12 Deshalb gebe ich ihm Anteil unter den Großen und mit Mächtigen teilt er die Beute, weil er sein Leben dem Tod preisgab und sich unter die Abtrünnigen rechnen ließ. Er hob die Sünden der Vielen auf und trat für die Abtrünnigen ein.“

S. Schaede weist auf vier für die Frage der Stellvertretung entscheidende Aspekte des Gottesknechtliedes hin: 1) Der Gottesknecht leidet nicht wegen seines eigenen, sondern wegen eines *fremden* Tuns (53,5a: „er wurde durchbohrt wegen unserer Vergehen, wegen unserer Sünden zermalmt“); 2) in ihm sind „die Schmerzen und die Krankheit der Vielen präsent“ (Jer 53,4b; Schaede 2011); sein Leben wird von Gott als Schuldopfer (Jes 53,10) 3) eingesetzt und 4) anerkannt. Durch die Initiierung und Anerkennung ist letztlich „Gott [...] derjenige, der den Vertretenen in dieser Weise aus einer Situation heraushilft, aus der sie mit eigener Kraft nicht herausfinden“ (Schaede 2011). Entscheidend ist dabei, dass „nicht das Leiden seines Knechts [...] JHWHs Plan [ist], sondern die *Rettung Israels* – aber JHWH ließ es zu, daß sein Knecht um dieser Rettung willen ins Leiden gerät“ (Janowski 2007, 58). Durch dieses stellvertretende Geschehen wird für Israel, das selbst an einem „toten Punkt“ angekommen ist, von Gott selbst eine Zukunft eröffnet.

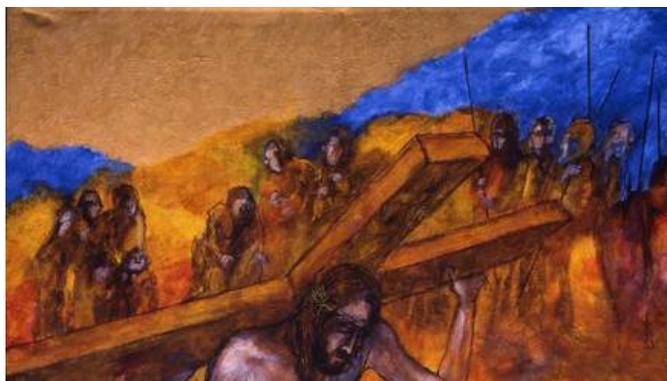




Bild: © Ejti Stih.

Stellvertretung im Neuen Testament

Auch im Neuen Testament wird der Gedanke der Stellvertretung v. a. mit Hilfe von Verbalkonstruktionen ausgedrückt, die durch Präpositionen näher bestimmt werden: *anti* (z. B. Mk 10,45 par. Mt 20,28), *dia* (z. B. Röm 4,25; 1 Kor 8,11), *peri* und besonders *hyper* (z. B. Mk 14,24; Mt 26,28; 1 Kor 15,3; 2 Kor 5,14). Die jeweilige Sinnspitze der Stellvertretung muss allerdings von Text zu Text beurteilt werden: „Die semantische Vielfalt und der verbale Ereignischarakter gehören zu den Kennzeichen der neutestamentlichen Stellvertretungsaussagen. Analoges lässt sich für das Alte Testament feststellen“ (ebd. 11). Es sei nur darauf hingewiesen, dass sich im AT und NT auch Nominalwendungen im Blick auf die Stellvertretung finden lassen.

Theologisch grundlegend für das Verständnis der Stellvertretung im NT ist die Deutung des Todes Jesu: Jesus, der Christus, ist gemäß biblischer Überlieferung „für uns“ gestorben (Röm 5,8; vgl. 1 Kor 15,3; 1 Thess 5,10 u. ö.). „Ohne aus ihr zu flüchten oder sich zu drücken, wie wir das tun“ (Breuning 1986, 82), ist er mit seinem Leiden an die Stelle der Menschen getreten. Dies gehört zum Kernbestand des christlichen Glaubens. Dass dieser Gedanke auf zahlreiche Vorurteile trifft, ist nicht neu. Die Kritik entzündet sich v. a. am „klassischen“ Missverständnis biblischer Sühnetheologie, das Sühne als „Versöhnung/Besänftigung der durch die menschliche Sünde verletzten Majestät Gottes“ (Janowski 2007, 37) interpretiert: Was für ein Gott fordert solch blutige Satisfaktion für seine verletzte Ehre? – lautet die damit verbundene, letztlich aber ins Leere laufende Frage. Gott selbst ist vielmehr in Jesus, dem Christus, für den Menschen, für alle Menschen, eingetreten, um sie aus der Macht der Sünde zu befreien. Die Stoßrichtung der Stellvertretung ist immer soteriologisch, sie zielt auf das Heil der Menschen, nicht auf die Befriedigung eines in seiner Ehre o. Ä. verletzten Gottes. Der oben „für Jes 53 [beschriebene] signifikante Zusammenhang von *aktiver Lebenshingabe* und *passiver Leidensübernahme* prägt auch die Jesusüberlieferung des Neuen Testaments“ (ebd. 59). Auch im Fall Jesu ist das Anliegen Gottes nicht in Jesu Leiden festzumachen, sondern in der angezielten Rettung. Eben darauf zielt das in diesem Kontext zu findende heilsgeschichtliche „Muss“ (vgl. Mk 8,31; 9,31; 10,33 f.; Lk 24,7), das auf die Notwendigkeit der Passion Jesu verweist. Faktisch ließ sich die „Macht der Zerstörung [...] nicht anders überwinden [...] als durch die Inkaufnahme des Todes durch Jesus“ (Dreher 1998, 120). Dies soll im Folgenden an einem Beispiel aus der johanneischen Theologie verdeutlicht werden.

Der gute Hirte (Joh 10,11–18)

10,11 Ich bin der gute Hirt. *Der gute Hirt gibt sein Leben hin für [hyper] die Schafe.*

12 Der bezahlte Knecht aber, der nicht Hirt ist und dem die Schafe nicht gehören, sieht den Wolf kommen, lässt die Schafe im Stich und flieht; und der Wolf reißt sie und zerstreut sie. Er flieht, 13 weil er nur ein bezahlter Knecht ist und ihm an den Schafen nichts liegt.

14 Ich bin der gute Hirt; ich kenne die Meinen und die Meinen kennen mich,

15 wie mich der Vater kennt und ich den Vater kenne; *und ich gebe mein Leben hin für die Schafe.*

16 Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Stall sind; auch sie muss ich führen und sie werden auf meine Stimme hören; dann wird es nur eine Herde geben und einen Hirten.

17 Deshalb liebt mich der Vater, *weil ich mein Leben hingebe*, um es wieder zu nehmen.

18 Niemand entreißt es mir, *sondern ich gebe es von mir aus hin. Ich habe Macht, es hinzugeben*, und ich habe Macht, es wieder zu nehmen. Diesen Auftrag habe ich von meinem Vater empfangen.

Das Bild aus dem Johannesevangelium verdeutlicht eindringlich, wie sich Jesus mit dem „guten Hirten“ identifiziert. Dieser gibt in lebensbe-

drohlicher Situation sein Leben stellvertretend „für“ die Schafe. Der gute Hirt geht bis zum Äußersten, bis in den Tod. Ein solcher Einsatz wird darüber hinaus auch in den neutestamentlichen Hingabebefehlen deutlich (vgl. Gal 1,4; Eph 5,2.25; 1 Tim 2,6; Tit 2,14; Gal 2,20; Mk 10,45). Dass der Mensch gewordene Sohn Gottes den Tod erleidet, den eigentlich der Sünder erleiden müsste, bildet so die eigentliche Sinnspezifizierung der Stellvertretung. Sie zeigt zugleich die absolute Erlösungsbedürftigkeit des Menschen und seine Begrenztheit an. Mit dieser Tat zerstört Gott aber nicht die Würde der menschlichen Person, so wie es manche Kritik unterstellt; Gott sucht den Menschen vielmehr an der Stelle, wo er versagt hat, schuldig geworden ist – wo er „am Ende“ ist. Und genau dort lässt er ihn laut biblischem Befund nicht allein.

Stellvertretung erscheint in der Schrift so nicht als Absage an die unververtretbare Freiheit des Individuums, sondern als ein Geschehen, „das dem schuldig gewordenen Menschen dort geschenkt wird, wo seine eigenen Möglichkeiten zu Ende sind“ (Janowski 2007, 52). Konkret verdichtet sich dies in Jesus, dem Christus, der mit seinem Sterben „für uns“ an unsere Stelle, hinein in unsere ausweglose Gottesferne und Todesverfallenheit getreten ist. H. Schürmann hat dafür den Begriff der „Proexistenz“ geprägt, die auch im eucharistischen Brotwort („Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird“; vgl. Lk 22,19) zum Ausdruck kommt (vgl. Schürmann 1972; 1985). Jesus hat sein Leben für andere hingegeben und ist damit in eine „bedingungslose Solidarität mit den Menschen“ (Janowski 2007, 83) eingetreten. Dies ist die „Konsequenz [...] seines Lebens und d.h.: die äußerste Form seiner ‚Hingabe‘“ (ebd. 53). Finalsinn seines Lebens ist nicht sein Tod, sondern – biblisch gesprochen: „Gott hat die Welt so sehr geliebt, dass er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren geht, sondern ewiges Leben hat“ (Joh 3,16). *Jesu Leben, Sterben, Tod und Auferstehung stehen unter dem Vorzeichen der liebenden Hingabe und Proexistenz*. Damit ist das Konzept der Stellvertretung für das Verständnis des christlichen Glaubens von zentraler Bedeutung.

Literatur

Breuning, Wilhelm, Wie kann man heute von „Sühne“ reden?, in: Bibel und Kirche 41 (1986) 76–82.

Dreher, Siegfried, Der Fuchs und die Henne – eine Selbstdeutung Jesu für seinen Tod, in: Deutsches Pfarrblatt 3/1998, 119–121.

Gestrich, Christof, Christentum und Stellvertretung. Religionsphilosophische Untersuchungen zum Heilsverständnis und zur Grundlegung der Theologie, Tübingen 2001.

Janowski, Bernd, Ecce homo. Stellvertretung und Lebenshingabe als Themen biblischer Theologie, Neukirchen-Vluyn 2007.

Schaede, Stephan, *Stellvertretung*, in: WiBiLex, 2011 (abgerufen am 7.7.2021).

Schürmann, Heinz, „Pro-Existenz“ als christologischer Grundbegriff, in: Analecta Cracoviensia 17 (1985) 345–371.

Ders., Der proexistente Christus – die Mitte des Glaubens von morgen?, in: Diakonia 3 (1972) 147–160.

AUSGABE 2 | 2021

Editorial

Stellvertretung

Weil niemand allein leben kann

Biblische Schlaglichter auf die Frage der Stellvertretung

Stellvertretung als theologische Grundkategorie im Horizont einer missionarischen Kirche

Für alle, weil für wenige?

Stellvertreterreligion als Modell der Zukunft der Kirche in Europa?

Solidarität zwischen Gott und den Menschen

„Heute ist Beten die größte Wohltat, die man der Welt erweisen kann“ (Madeleine Delbröl)

Stellvertretung durch Christen?

Stellvertretung: Ein monastischer Blick

Erfahrungen aus der Begegnung mit Menschen, in deren Leben Gott und Glauben nicht (mehr) vorkommen

AKTUELLES PROJEKT

AKTUELLE STUDIE

KIRCHE ENTWICKELT SICH

TERMINE & BERICHTE

REZENSIONEN

Zu dieser Ausgabe

Stellvertretung als theologische Grundkategorie im Horizont einer missionarischen Kirche

Ottmar Fuchs stellt die Frage nach den pastoralen Möglichkeiten für eine missionarische Kirche, die sich aus der theologischen Grundkategorie der Stellvertretung ergeben. Dabei geht er fünf Spuren nach, um zu erkunden, was Michel Certeaus Diktum „nicht ohne die Anderen“ konkret bedeutet und wie die Gläubigen stellvertretend für alle anderen diesen Glauben für die Rettung der ganzen Welt aufrechterhalten und im Leben und Ritual darstellen.

1. Theologische Grundlegung

Grundlegend für die folgenden Gedanken ist die alte Glaubenseinsicht: Mit dem historischen Misslingen der Sendung Jesu, das Reich Gottes zu bringen, misslingt noch lange nicht das Erlösungswerk Christi. Das Sterben Jesu unterbricht nicht das unbedingte Heilshandeln Gottes, sondern radikalisiert es in der aufgezwungenen Unterbrechung der Ablehnung. „Theologisch lässt sich mit einer derartigen Interpretation sicherstellen, dass selbst die öffentliche Ablehnung Jesu die Wirksamkeit des von ihm proklamierten Heilshandeln Gottes nicht in Frage stellte. Sogar in der Ablehnung blieb Gottes Handeln wirkmächtig, indem er den Tod des eschatologischen Boten zum Akt der Sühne werden ließ“ (Merklein 2000, 64). Der stellvertretende *Sühn*etod Jesu rettet die Kontinuität der Gnade durch die Diskontinuität der Erfahrung der Ablehnung Jesu hindurch. So erfüllt Jesus seine missionarische Sendung „durch dick und dünn“. Welche pastoralen Möglichkeiten für eine missionarische Kirche sind damit gegeben?

Ich begeben mich auf eine fünffache Spurensuche und schließe ab mit einem Ausblick.

2. Im „Tagebuch eines Landpfarrers“

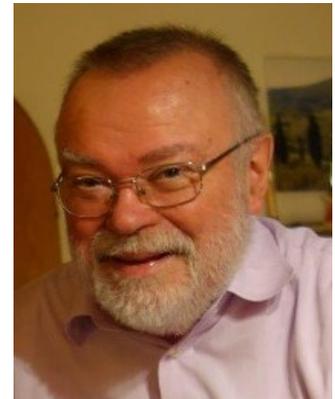
Faszinierend ist in diesem Zusammenhang das priesterliche Selbstverständnis des Bernanos'schen Landpfarrers: dass es zwei Wege gibt, die eigene Liebe zur Pfarrei und darin zu Jesus Christus und derart die eigene Seelsorgsmision zu verwirklichen: nämlich einmal die Absicht, die Menschen für das Reich Gottes, was immer das dann im Konkreten für die einzelnen Menschen bedeutet, zu gewinnen, zum anderen aber auch nicht mit der Sorge aufzuhören, wenn dies scheitert, sondern die Transformation dieser Liebe zu riskieren, nämlich für diejenigen, die sich nicht bekehren wollen oder können, die stellvertretende Sühne auf sich zu nehmen. Früher hätte man gesagt: das eigene Leiden, auch das körperliche, für die anderen aufzuopfern.

Der Priester leidet durch seine Pfarrei und zunehmend auch für sie (vgl. Bernanos 2015, 46). Genau darin wird er Christus ähnlich: der alles versucht, die Menschen für das Reich Gottes zu gewinnen, dessen unerschöpfliche Liebe ihn aber, als dies misslingt, drängt, am Kreuz stellvertretend für die Gottlosen bzw. die Bösen (was nicht identisch ist!) sich und sein Leiden hinzugeben (vgl. Neumann 2015, Anm. 162).

Als Priester trägt er Verantwortung für den Menschen, „als eine Seele für eine andere“. Darin ist er nicht allein, denn Gott selbst trägt in Christus diese Stellvertretung mit. Der Priester hat bei Bernanos die Aufgabe: „Die mit Christus verbundene Stellvertretung im Leben und Leiden sichtbar zu machen“ (ebd. Anm. 192).

3. In einem „Titularbistum“

Für mich hatte vor Jahren, als solche Reisen noch möglich waren, ein Besuch in der alten römischen Stadt Dougga (etwas mehr als hundert Kilometer westlich von Hammamet in Tunesien) eine besondere Bedeutung, befanden wir uns dabei nicht nur in einer berühmten Ausgrabung, sondern auch in einer alten Bischofsstadt, wovon es heute in der gegenwärtigen Bevölkerung mit ihrer Kultur und Religion überhaupt keine Spuren mehr gibt. Trotzdem war diese Gegend das Titularbistum



Dr. Ottmar Fuchs ist als Professor für Pastoraltheologie an der Universität Tübingen emeritiert und lebt nun im fränkischen Lichtenfels.

des mittlerweile verstorbenen Weihbischofs Werner Radspieler meiner Heimatdiözese Bamberg und ist seit 2018 Luis Eduardo González Cadrés, Weihbischof in Montevideo (Uruguay), zugehörig.

Im Allgemeinen versteht man unter einem Titularbischof einen Bischof, dem nicht die Sorge für eine Diözese anvertraut ist (CIC can. 376). Gleichwohl handelt es sich um einen Bischof, der auf den Titel einer *untergegangenen* Diözese geweiht wird. Man könnte dies nun von vornherein negativ verstehen, nämlich als einen expansiven Herrschaftsanspruch auf nicht-christliches Gebiet, weil es irgendwann einmal in der Geschichte dort Christen und Christinnen und einen Bischof gegeben hat. Sollte man den „Titel“ nicht aufgeben, oder könnte der Titel eine andere, theologisch interessantere Bedeutung haben, die mit der genuin christlichen Spiritualität der Stellvertretung zu erfassen wäre?

Die Kirche ist für die ganze Welt da. Aber wie? Die Kirche kann sich nicht einfach mit allem, was sie ist, zurückziehen, wenn sie vor Ort ihre Macht verliert, wenn sie bedrängt ist oder auch gänzlich im Lauf der Geschichte in ihrer institutionellen und gemeinschaftlichen Form verschwunden ist. Denn nach der Vorstellung des Zweiten Vatikanums, insbesondere der Pastorkonstitution (besonders Nr. 1, 4 und 11), ist die Kirche nicht nur die Gemeinschaft des gläubigen Volkes Gottes, sondern sie ist auch verantwortlich für das gesamte Volk Gottes, nämlich für die ganze Menschheit.

In dieser Verantwortung gibt es so etwas wie eine proexistente „Omni-präsenz“, gewissermaßen ein „Für-alle-gegenwärtig-Sein“ der Kirche, nicht im flächendeckenden Eroberungsanspruch, sondern in jener Verantwortung für die Menschen, wie Jesus sie vom Kreuz her vorgelebt hat. Derart lernt die Kirche, dort, wo sie nicht mehr mit Einfluss und Institution gegenwärtig ist, eine ohnmächtige Gegenwart in den Blick zu nehmen, nicht mehr eine, in die sich andere integrieren müssten, sondern sie übernimmt die geistliche Verantwortung, Zeichen und Werkzeug der Liebe Gottes „für“ alle zu sein: im stellvertretenden Gebet für jene Orte, wo Verkündigung nicht (mehr) möglich ist. Dies ist keine Vereinnahmung, sondern ein Für-Sein für die anderen, ohne Zugriff, mit einer Solidarität, in der Gottes Heil für alle, auch die außerhalb der Kirche Lebenden, behauptet wird.

Dann erscheint der Titularbischof als ein Sinnbild der Stellvertretung dieser Kirche nach außen und vor allem dafür, dass auch das kirchliche Amt nicht nur eine Verantwortung nach innen, sondern nach außen hat, weil Christus nicht nur für die Gläubigen, sondern für alle Menschen gestorben ist. Die Kirche lernt, nicht nur auf sich wie auf einen Verein zu schauen, der immer wieder neue Mitglieder braucht, sondern auch auf die anderen, die in das stellvertretende Gebet der Kirche für die ganze Welt aufzunehmen sind. Die Konstruktion des Titularbischofs „ohne Land“ fördert dann die Einsicht in die Ohnmacht der Kirche an diesem Ort und in die Annahme dieser Ohnmacht als Herausforderung einer Spiritualität der Absichtslosigkeit hinsichtlich der eigenen Institution, einer Absichtslosigkeit, die über den Eigennutz hinaus die anderen zu schätzen und zu schützen weiß: andere Völker, Länder und Religionen, auch wenn man bzw. wenn die Kirche „nichts davon hat“. Diese Fürsorgeverantwortung hat nicht nur gebetsbezogene, sondern auch politische und soziale Konsequenzen.

4. In der stellvertretenden Sühne Albert Schweitzers

Zugleich ist jene christliche Möglichkeit in den Blick zu nehmen, dass auch stellvertretend Sühne gelebt und getan werden kann, für Täter und Täterinnen, die nicht gesühnt haben, weil sie nicht sühnen wollten, weil sie nicht sühnen konnten und können oder weil sie gestorben sind. Wie die Genugtuung (wobei das „genug“ selbstverständlich immer eine Übertreibung ist), so ist auch ein solches Sühnehandeln nur möglich auf dem Hintergrund des Christusgeschehens „*pro nobis*“ (für uns), in dem uns nicht ersatzweise abgenommen wird, was wir selber wiedergutmachen und sühnen können bzw. müssen, sondern von dem her uns dies ermöglicht ist (vgl. Fuchs 2005a).

Stefan Zweig hat in seiner eindrucksvollen Beschreibung eines Besuches bei Albert Schweitzer im Jahre 1932 die Quintessenz dessen Denkens und Handelns getroffen, wenn er schreibt: „Aber um seiner höchsten Tat willen, um jenes Spitals, das er aus reiner menschlicher Aufopferung, einzig um eine europäische Schuld zu sühnen, im Urwald von Afrika ganz allein, ohne irgendeine staatliche Hilfe gegründet und geschaffen, um dieser einzigartigen und beispielgebenden Selbstpreisgabe willen liebt und bewundert ihn jeder, der um das Menschliche weiß, all jene, denen Idealismus nur dann groß erscheint, wenn er über das geredete und geschriebene Wort hinausgeht und durch Selbstaufopferung zur Tat wird“ (Zweig 1961, 11). Stefan Zweig bringt hier den Begriff der Sühne. Albert Schweitzer selbst hatte verdeutlicht: Die Tatsache, dass es kein Leben gibt, das nicht schuldig werden müsste, nämlich in der „unaus-

weihlichen Notwendigkeit [...], Leiden zu verursachen, zu töten und uns damit abzufinden, dass wir, eben aus Notwendigkeit, schuldig werden“ (Schweitzer 1961, 235), treibt uns zur permanenten Sühne, „dass wir keine Gelegenheit versäumen, lebendigen Wesen Hilfe zu leisten“ (ebd.).

Zweig schreibt weiter: „[...] dieser eine Mensch will für seine Person jenes ungeheure, unsagbare Unrecht sühnen, das wir Europäer, wir, die angeblich so kulturelle weiße Rasse, an dem schwarzen Erdteil seit hundert Jahren begangen haben. Würde einmal eine wahrhafte Geschichte geschrieben werden, was die Europäer an Afrika verbrochen [...] haben [...], dann würde eine solche historische Aufstellung eines der größten Schandbücher unserer Rasse werden und unser frech getragenes Kulturbewusstsein für Jahrzehnte zur Bescheidenheit dämpfen. Einen winzigen Teil dieser ungeheuren Schuld will nun dieser eine religiöse Mensch mit dem Einsatz seiner Person bezahlen durch die Gründung eines Missionsspitals im Urwald – endlich einer, der nicht in die Tropen geht um des Gewinns, um der Neugier willen, sondern aus reinem humanen Hilfsdienst an diesen Unglücklichsten der Unglücklichen“ (Zweig 1961, 12 f.). Albert Schweitzer stellt sich in seiner Verantwortung der Vergangenheit gegenüber auf die Seite derer, die den afrikanischen Völkern Unrecht, Leid und Tod gebracht haben, und übernimmt die Sühne ihrer Taten.

5. Im „Leben im Stand der Täter“

Vieles und kaum Verzichtbares ist in den Jahrzehnten nach 1945 bis heute zu dem Thema geschrieben worden: Leben im Land der Täter! Wie gehen Menschen damit um, dass sie sich in ihrer Geschichte, auch in ihrer Familiengeschichte, an Menschen zu erinnern haben, die schlimmste Verbrechen getan und unermessliche Schuld auf sich geladen haben? Interessant ist in diesem Zusammenhang der neue Roman von Heike Duken: „Denn Familie sind wir trotzdem“ (Duken 2021). Darin schildert die Autorin die intensive, schmerzliche und doch auch irgendwie notwendige Verbindung von Nachkommen der Täter mit den Tätern in einer Familienverbindung, die bei aller schlimmen Gegensätzlichkeit doch nicht aufgegeben wird. Mit den Anteilen von Schuld, Verantwortung, mit der Spannung zwischen Sühneübernahme und Verantwortungsübernahme, jedenfalls mit einer in der Familie eindrucksvollen Bezogenheit „unschuldiger“ Nachkommen auf ihre schuldbeladenen Väter und Großväter.

Mir ist in den letzten Jahren in erschreckender Weise aufgegangen, dass es so etwas im Stand der Priester zwischen denen, die Menschen im geistlichen und leiblichen Bereich missbraucht haben, und den Priestern, die *diesbezüglich* „unschuldig“ sind, kaum gibt. Merkwürdig stumm verhalten sich die „Unschuldigen“, mit einem Entsetzen, das auch apotropäische, von sich selbst abweisende Anteile hat. Analog zu den Familienbanden gibt es nun allerdings eine Verbindung zwischen Tätern und, sagen wir einmal, Nichttätern, nämlich ihre immer wieder beanspruchte, formulierte, unterstellte und manchmal auch realisierte Mitbrüderlichkeit. Im katholischen Bereich dazu noch auf der Basis eines gemeinsamen Sakramentes, nämlich der Priesterweihe. Welchen Wert hat dieses geheiligte Standesdenken? Könnte es einen Inhalt bekommen, der die kirchliche Ständegesellschaft zur Selbstabschaffung treibt? Was heißt hier, analog zu Albert Schweitzer, die Verantwortung stellvertretender Sühne wahrzunehmen und derart nach innen missionarisch zu handeln?

Der Priesterstand ist nie mehr ohne seine Missbrauchsgeschichte zu denken, nicht nur bezüglich der aktuellen letzten Jahrzehnte, und dies sicher in allen Ländern, wo es Priester gibt, sondern von daher auch in die Jahrhunderte der vergangenen Geschichte hinein, wo solche Verbrechen ganz oder fast ganz abgedunkelt, verschleiert und verdrängt wurden. Ein nachträgliches „Weißen“ des eigenen Standes ist nicht möglich. Dies benötigt zunächst die sühnebereite Bereitschaft, den gesellschaftlichen Imageabsturz des je eigenen Priesterseins auszuhalten und nicht mit noch schärferem Klerikalismus zu kompensieren. Aber das ist nicht genug!

Auch wenn die Dimensionen unvergleichlich anders sind: Was in der Spannung zwischen Kollektivschuld und Verantwortungsübernahme bezüglich der Shoa gedacht und geschrieben wurde (vgl. Fuchs 2005b), sollte auch für diesen Zusammenhang zu denken geben. Ähnliches bezieht sich überhaupt für alle Getauften auf das Verhältnis von Kirchenzugehörigkeit und Verantwortung dafür, was in dieser Kirche alles an Schlimmem durch die Geschichte hindurch bis heute geschehen ist. Die Ideologie der kirchlichen Reinheit und Unsündigkeit hat hier Immunisierungsbarrieren aufgestellt, die bis heute wirksam sind (vgl. Freyer 2010).

Die *diesbezüglich* „unschuldigen“ Priester können nicht so tun, als ginge

sie das nichts an, als hätten sie damit nichts zu tun. Oder anders formuliert: Wie sieht beides aus, obgleich beides zusammen kaum auszuhalten ist: strikte Solidarität mit den Opfern und die Wahrnehmung des Priesterstandes aus deren Definitionsmacht heraus; und: „Solidarität“ mit den Tätern, analog dazu, dass Jesus den Sündern und Sünderinnen nahekommt, ohne zum Täterschutz oder zur Täterverteidigung zu entarten? Weil sich der eigene Stand primär von den Opfern her begreift!

6. In den „Hymnen an die Kirche“ von Gertrud von Le Fort

In ihren „Hymnen an die Kirche“ verdeutlicht Gertrud von Le Fort, wofür die Kirche *da* ist, nämlich für das Tedeum und dafür, dass alle Menschen es aus ihren unterschiedlichen Situationen der Freude und des Leidens heraus zu beten vermögen, aber zugleich niemand zwingen könnend und wollend und deshalb die Stellvertretungsaufgabe übernehmend, auch für die anderen und an ihrer statt dieses Gotteslob zu beten. Dieser Zusammenhang verstärkt sich unter der Rubrik der „letzten Dinge“: Die Kirche spricht von ihrer Solidarität mit den Menschen, von ihrem Mitleid mit ihnen und von ihrer ihr von Christus geschenkten Liebessehnsucht, dass am Ende niemand vergessen wird und dass die Barmherzigkeit Gottes siegt. Die Kirche ringt mit dem Gericht des Ewigen, sie steht als Letzte auf der großen Brücke des Abschieds und hält in den Armen alle, die das Leben wegstößt.

Für Gertrud von Le Fort hat das Für-Gebet eine doppelte Bedeutung: Einmal für Menschen zu beten, wobei mitgedacht werden kann, dass auch sie selbst beten; aber auch für Menschen zu beten im Sinne von an ihrer statt zu beten, weil sie selbst nicht beten. Das Gebet der Kirche ist deshalb immer „mehr“ als das Gebet der einzelnen Gläubigen, wie es Gertrud von Le Fort unübertroffen formuliert hat:

„Deine Gebete sind kühner als alle Gebirge der Denker!
Du baust sie wie Brücken ins Uferlose,
du lässt sie wie Adler ins Schwindelnde steigen [...]“
(von Le Fort 1961, 28 f.)

So bittet die Kirche für das Volk Gottes aller Menschen, Religionen und Kulturen um die schützende Hand Gottes. Dies geschieht im stellvertretenden Gebet, nämlich für die Menschen und an ihrer Stelle zu glauben, davon Zeugnis abzugeben und stellvertretend für sie die Sakramente zu feiern und für sie das Heil zu erwarten. So wird in der Eucharistie, so wird im Abendmahl das Heil der ganzen Welt gefeiert, die Erlösung aller Menschen, in expliziter Stellvertretung für diejenigen, die davon nichts wissen oder nichts wissen wollen. Denn Gottes Liebe ist nicht von ihrer thematischen Erfahrbarkeit abhängig.

Wie Jesus am Ende das Scheitern seiner Mission am Kreuz erlebt und noch in diesem Scheitern für diejenigen, die die Botschaft nicht annehmen, ja für die Täter, stellvertretend betet und stellvertretend sühnt, so ist auch die kirchliche Mission nicht mit dem Scheitern zu Ende, sie zieht sich dann nicht auf sich zurück, sondern begibt sich in den anderen Modus, in die andere Qualität des missionarischen Handelns, nämlich in das stellvertretende Fürbittgebet und in ein sakramentales Feiern, das die Nichtdazugehörigen, die ganz Anderen nicht aus dem Blick verliert, sondern im Radius des universalen Heiles wahrnimmt. So zeigt sich die Stellvertretung als ein wichtiger Vollzug einer missionarischen Kirche.

7. Ausblick

Mit einer *auch stellvertretend* missionarischen Kirche verliert die nicht aufgebare Universalität des neutestamentlichen Missionsbefehls (Mt 28,18–20) ihr irrsinnig fundamentalistisches Missverständnis, als müsse sich die ganze Welt ins Christentum integrieren, ein fatales Missverständnis, das Millionen von Menschen Freiheit und Leben gekostet hat und auch heute zunehmend wieder in den Religionen Platz greift. Die „exklusive“ Einmaligkeit der christlichen Wahrheit besteht darin, dass alle Exklusivismen, welche religiöses Heil und zwischenmenschliche Solidarität begrenzen, als nichtwahrheitsfähig und als nichtlebensfördernd ausgegrenzt werden. Die paulinische Behauptung, dass alle Menschen von Gott geliebt sind, noch bevor und auch wenn sie sich nicht verändern (vgl. Fuchs 2017), hat also selbst eine scharfe Grenze gegenüber jedem Heilsexklusivismus.

Allerdings wird diese Art von Exklusivität selber nochmals im Christentum unterlaufen von der Versöhnungsbotschaft und dem Versöhnungshandeln Jesu, wenn er den Sündern und Sünderinnen begegnet und sie nicht ausgeschlossen haben will. Und wenn er genau dies am Kreuz endgültig verwirklicht. Vom Kreuz her bittet Jesus für die Täter, also für die, die ihn ans Kreuz schlagen, die einen Siegerexklusivismus vertreten und Menschen Leid zufügen, um Vergebung und offenbart darin, dass auch sie nicht aus dem Heil Gottes exkludiert sind.

Literatur

Bernanos, Georges, Tagebuch eines Landpfarrers. Neu übersetzt und kommentiert von Veit Neumann, Regensburg 2015.

Duken, Heike, Denn Familie sind wir trotzdem, München 2021.

Freyer, Thomas, Sündige Kirche?, in: Theologische Quartalschrift 190 (4/2010) 347–349.

Fuchs, Ottmar, „Stellvertretung“ – eine christliche Möglichkeit!, in: Theologische Quartalschrift 185 (2/2005a) 95–126.

Wenn es richtig ist, dass Gott freie Menschen will und dass diese Freiheit unter keinen Sanktionen steht – denn was soll eine Freiheit, die durch Drohung begrenzt ist –, dann kann die tragende Basis dieser Freiheit nur sein, dass dieser freie Mensch, was immer er entscheidet und tut, von Gott unbedingt angenommen ist *und* bleibt. Jeder reale oder angedrohte Liebesentzug würde die Freiheit zum schlechten Witz machen. Lieben heißt nicht, dass man Haltung und Handeln der Geliebten gutheißen müsste, um sie lieben zu können. Eltern lieben oft auch dann ihre Söhne und Töchter noch, wenn sie schlimm werden, dann allerdings nicht mehr mit Freude, sondern mit Schmerz. Die Intensität verändert sich nicht. Dies ist eine wichtige Erfahrungsspur für die bedingungslose Liebe Gottes. Das Kreuz Jesu ist die Wirklichkeit des Gottesschmerzes.

Der mittlerweile im Christentum weitgehend anerkannten Universalität der Diakonie, nämlich dass alle Menschen, welchen Glaubens oder Nichtglaubens sie auch immer sind, welche Schuld auch immer sie auf sich geladen haben, ein Anrecht auf Hilfe und Barmherzigkeit, Befreiung und Gerechtigkeit haben, entspricht eine eigenartige Universalität des Glaubens: nämlich dass in ihm darauf vertraut wird, dass alle Menschen von Gott geliebt sind, dass der Glaube genau dies sagt, ohne sich selbst zur Bedingung der Liebe zu machen, und dass die Gläubigen stellvertretend für alle anderen diesen Glauben für die Rettung der ganzen Welt aufrechterhalten und im Leben und Ritual darstellen. So dass die Gläubigen stellvertretend für diejenigen, die nicht glauben können oder wollen, glauben und beten. Michel Certeaus Diktum „nicht ohne die Anderen“ gilt unbegrenzt und radikal, nicht nur im diakonischen, sondern auch im glaubens-spirituellen Sinn. Daraus folgt eine missionarische Kirche, die ihr Wesen auch dann nicht aufgibt, wenn sie ohne Gewinn im Sinne von Erfolg und Rekrutierung bleibt.

Fuchs, Ottmar, Leidempfindlich, schuldensibel und sühnebereit. Elemente einer Pastoraltheologie nach Auschwitz, in: Scherzberg, Lucia (Hg.), Theologie und Vergangenheitsbewältigung, Paderborn 2005b, 196–223.

Fuchs, Ottmar, Die andere Reformation. Ökumenisch für eine solidarische Welt, Würzburg ²2017.

von Le Fort, Gertrud, Hymnen an die Kirche, München 1961.

Merklein, Helmut, Der Sühnegedanke in der Jesustradition und bei Paulus, in: Gerhards, Albert/Richter, Klemens (Hg.), Das Opfer – biblischer Anspruch und liturgische Gestalt, Freiburg/Br. 2000, 59–91.

Neumann, Veit, Kommentar, in: Bernanos, Georges, Tagebuch eines Landpfarrers. Neu übersetzt und kommentiert von Veit Neumann, Regensburg 2015.

Schweitzer, Albert, Das Problem des Ethischen in der Evolution des menschlichen Denkens, in: Zweig, Stefan/Feschotte, Jacques/Grabs, Rudolf (Hg.), Albert Schweitzer. Genie der Menschlichkeit, Frankfurt/M. 1961, 223–239.

Zweig, Stefan, Unvergessliches Erlebnis, in: Zweig, Stefan/Feschotte, Jacques/Grabs, Rudolf (Hg.), Albert Schweitzer. Genie der Menschlichkeit, Frankfurt/M. 1961, 9–19.

AUSGABE 2 | 2021

Editorial

Stellvertretung

Weil niemand allein leben kann

Biblische Schlaglichter auf die Frage der Stellvertretung

Stellvertretung als theologische Grundkategorie im Horizont einer missionarischen Kirche

Für alle, weil für wenige?

Stellvertreterreligion als Modell der Zukunft der Kirche in Europa?

Solidarität zwischen Gott und den Menschen

„Heute ist Beten die größte Wohltat, die man der Welt erweisen kann“ (Madeleine Delbröl)

Stellvertretung durch Christen?

Stellvertretung: Ein monastischer Blick

Erfahrungen aus der Begegnung mit Menschen, in deren Leben Gott und Glauben nicht (mehr) vorkommen

AKTUELLES PROJEKT

AKTUELLE STUDIE

KIRCHE ENTWICKELT SICH

TERMINE & BERICHTE

REZENSIONEN

Zu dieser Ausgabe

Für alle, weil für wenige?

Reflexionen über pastorale Stellvertretung und Ent-Netzung

Angesichts der Erfahrung von Minderheit kirchlicher Präsenz lenkt Loffeld die Aufmerksamkeit von dem aktiv Verbundenen auf das „Entnetzte“ (Urs Stäheli), das in den Großtrends der Säkularität und religiösen Indifferenz eine eigene Beziehung zum partikular Kirchlichen darstellt. Es geht nicht um die trennscharf-profilierende Abgrenzung eines kleiner gewordenen elitären Kreises, sondern um eine angenommene und inklusiv gestaltete kirchliche Minderheitensituation, die den Gedanken der Stellvertretung in ihre Sendung einträgt. Nicht alles muss christlich werden, aber das Christliche kann mit wenigen überall präsent sein.

1) Die Erfahrung von Minderheit wird konkret(er)

Einmal ist immer das erste Mal – und hinterlässt einen besonderen Eindruck. So geschehen am 4. Fastensonntag 2021 in einer niederrheinischen Dorfkirche. Alles war vorbereitet und alle, die auf den entsprechenden Dienstplänen standen, waren da: Küsterin, Organist und Lektorin, vier Messdiener:innen, die Kirche auf 16 Grad erwärmt. Doch nach dem Einzug war deutlich: Zwei Mitfeiernde waren gekommen. Allen stand ein gewisser Schock ins Gesicht geschrieben, denn: „So wenige waren noch nie da“, sagte die Küsterin nachher. Eine mittelgroße Dorfkirche mit ca. 200 Sitzplätzen ist zu einem Prozent gefüllt. Allerdings war der Kirchbesuch schon „vor Corona“ in diesem Dorf eher spärlich. Ganz kurz erwischte ich mich bei dem Gedanken, ob wir denn wirklich eucharistiefähig seien, denn die Diskussion um Streamingmessen und priesterliche „Selbstzelebration“ vor wenigen Mitfeiernden war noch nicht so lange her. Sogleich schoss mir das Wort Jesu: „Wo zwei oder drei ...“ durch den Kopf und ich versuchte innerlich, weitere Gründe für die Tatsache zu finden, dass wir die Messfeier nicht abbrechen. In der Einleitung erinnerte ich dann an den Friedhof, der um die Kirche liegt, und versuchte zugleich anzuregen, dass wir jetzt während der Messe an einen oder mehrere Menschen denken können. Diese Konstruktion oder besser noch das Erinnern an eine durch die Zeiten gehende Communion der Lebenden und Toten sollte es schließlich allen gut möglich machen, den Gottesdienst doch noch in Gemeinschaft zu feiern. Oder, um es mit einem Bild Martin Luthers zu sagen: die sichtbare Kirche durch die unsichtbare zu ergänzen.

Diese Szene ist in Erinnerung geblieben. Beim Gespräch mit jungen Priesterkandidaten oder anderen Theologiestudierenden, die einen kirchlichen Beruf anzielen, kommt sie mir immer wieder ins Gedächtnis. Werden die jungen Leute künftig öfter solche Szenen erleben, ja, werden sie zur kirchlichen Alltäglichkeit? Oder werden andere Formen und Orte entstehen, an denen jenseits einer Wohnortbindung und nicht mehr erfasst von der Territorialstruktur Gemeinschaften – womöglich auf Zeit – die neue Art von Kirche sind? Etwa in Hauskirchen, bei Ordens- oder Diözesanzentren, an Orten gelebter Caritas.

Dass der nachkonziliar gerade im deutschen Sprachraum auf die Gemeinde hin enggeführte Kirchenbegriff der Ergänzung um weitere Orte und Gelegenheiten bedarf, ist mittlerweile ein Gemeinplatz in Pastoraltheologie und kirchlicher Innovationsszene. Das Stellvertretungs- und damit auch das Minderheitenthema kommt allerdings erst nach und nach auf. Lange dachte man, durch konzeptkreative Innovationen die Säkularisierung stoppen zu können, und beantwortete die religiöse Relevanzfrage vor allem mithilfe einer Arbeit an kirchlichen Sozialformen. Immer öfter allerdings lässt sich das leise Eingeständnis vernehmen, dass die Minderheitensituation mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit die Zukunft des Christentums nicht nur in Ost-, sondern auch in Westeuropa beschreiben wird. Auch von kirchenoffizieller Seite wird dies inzwischen zur Kenntnis genommen, wenn etwa das Protokoll der Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz 2020 genau dieses Zukunftsszenario als sehr wahrscheinlich benennt. Die Gründe dafür sind sicherlich vielfältig, umstritten bzw. divers und je unterschiedlich zu gewichten. Dies zu erörtern ist hier nicht der



Dr. Jan Loffeld ist Professor für Praktische Theologie und Leiter des Department of Practical Theology and Religious Studies an der Tilburg University, School of Catholic Theology in Utrecht.

Ort. Vielmehr soll im Folgenden ein aktuelles Theorieangebot zur sogenannten „entnetzten Gesellschaft“ auf Potentiale hin angeschaut werden, die diese Situation deuten helfen. Anschließend werden Perspektiven für eine Kirche entwickelt, die sich neu in der Spannung zwischen ihrem Selbstbild einer universalen Sendung und der Realität einer ihr ins Haus stehenden Minderheitensituation verorten muss. Dies kann womöglich über die Metapher oder besser: die Haltung und das aktive Bewusstsein von geistlicher bzw. pastoraler Stellvertretung geschehen.

2) Neu in der pastoralen Logik: Ent-Netzung zu denken wagen

In den vergangenen Jahren wurden in der pastoralen Theorie und Praxis immer stärker Theorien des Netzwerks, der Vernetzung und veränderten Teilhabe und -gabe rezipiert, die diese anderen Sozialformen möglich machen. Das war und ist weiterhin mehr als naheliegend. Denn die strukturellen Umbauten der pastoralen Landschaft scheinen an kein Ende zu kommen: Zu sehr nagen die oben angedeuteten Prozesse lebensweltlicher Verschiebungen, kirchlicher Glaubwürdigkeitsverluste und einer scheinbar unaufhaltbaren Säkularisierung bereits seit Jahrzehnten an kirchlich etablierten Selbstverständlichkeiten. In diesen Kontexten bieten Rezeptionen etwa der Akteur-Netzwerk-Theorie von Bruno Latour oder der Anschlussfähigkeiten sozialer Systeme bei Niklas Luhmann wichtige Inspirationsquellen. Ganz zu schweigen von Netzwerkkonzeptionen aus dem Bereich digitaler Theorie und Praxis.

Der Optimismus bzw. die Euphorie solcher Rezeption wird allerdings zeitgleich durch mindestens zwei Realitäten gedämpft: Einmal durch eine gewisse pastorale Strukturmüdigkeit. Verantwortliche im Haupt- und Ehrenamt scheinen immer weniger bereit, sich binnen kurzer Zeit wieder auf eine neue Struktur bzw. ein neues Paradigma sozialer Vergemeinschaftung einzulassen. Andererseits reflektiert mittlerweile der soziologische Diskurs selbst die Nicht-Anschlussfähigkeit als soziales Phänomen und entwickelt sogar eine „Soziologie der Entnetzung“. Der Hamburger Soziologe Urs Stäheli hat seine früheren Arbeiten zu diesem Thema im Frühjahr 2021 gebündelt und als einen eigenen Band herausgebracht. Hierin analysiert er unter anderem ein „erschöpfendes Netzwerken“ (Stäheli 2021, 38) und macht damit eine bemerkenswerte Parallele zu den oben angedeuteten pastoralen Diskursen auf. Stäheli äußert jedoch durchaus Verständnis dafür, dass Entnetzung auch innerhalb der Soziologie erst spät entdeckt bzw. reflektiert wird: „Das Anschlusslose scheint auf nichtkommunikative und daher schwierig zu erfassende Weise weiterzubestehen und dadurch möglicherweise später zur Reflexion der Anschlusslosigkeit anzuregen“ (ebd. 125).

Innerhalb sehr vieler durch das Vernetzungsdenken und auf immer neue Anschlussmöglichkeiten hin orientierter soziologischer Großtheorien analysiert Stäheli eine vorwiegend „relationale Auffassung des Sozialen“ (ebd. 202). Hier wird „konsequenterweise [...] das, was jenseits der relational konstituierten Einheiten liegt, undenkbar und analytisch irrelevant“ (ebd. 203). Zugleich ist dem Entnetzten eine spezifische Dynamik eigen, die nicht unterschätzt werden sollte: „Auch wenn das Entnetzte den etablierten Existenzkriterien eines Netzwerks also nicht mehr genügt, so produziert es durch seine seltsame Form der Anwesenheit dennoch Effekte, die sich häufig eher als Stimmungen, Ahnungen oder diffuses Unbehagen denn als explizites Wissen äußern“ (ebd. 210). Dies kennen kirchliche Insider zur Genüge. Vielleicht ist sogar der mitunter rauer werdende innerkirchliche Ton einer der greifbarsten Effekte einer solchen faktischen Entnetzung nach außen, der man sich allenthalben ohnmächtig ausgeliefert sieht. Die populärste bzw. bekannteste Form solcher Entnetzung, die deren ganze Vielschichtigkeit – um nicht zu sagen Ambivalenz – zeigt, markiert das Burnout-Syndrom, bei dem Körper und Geist beinahe mittels eines natürlichen Entkoppelungsprozesses sich zumindest zeitweise entkoppeln. Auch solche Prozesse kirchlicher Erschöpfung stehen pastoral zumindest im deutschen Sprachraum zu befürchten bzw. sind bereits sichtbar. Ein anderes Phänomen ist die Bildung von argumentativ zumeist resistenten bzw. binnendiskursiven Filterblasen. Auch hiervon gibt es innerhalb der Kirche einige, ja, das gesamte katholische Leben im deutschsprachigen Raum scheint samt seinen vielfältigen internen Diskussionen in immer auffallender Weise von sonstigen gesellschaftlichen Debatten entnetzt.

Auf unsere Fragestellung kann hin kann ein Ernstnehmen der „Soziologie der Entnetzung“ bedeuten: Eine Pastoralsoziologie und -theologie, die sich vorwiegend auf die aktiv Verbundenen richtet, ja eigentlich nur diese wahrnimmt, befindet sich zunächst in guter Gesellschaft mit den gängigen, vorwiegend relational aufgestellten soziologischen Großtheorien. Kirchlich sieht man sich allerdings auch in den eigenen Reihen schon seit Jahrzehnten mit diversen Prozessen bewusster und passiver

bzw. gegebener Abschottung sowie natürlicher Unverbundenheit konfrontiert. Parallel dazu stellt sich auch im gesellschaftlichen wie im politischen Bereich die ernste Herausforderung, „die Heterogenität des Entnetzten ernst zu nehmen“ (ebd. 210). Dies schlägt die Brücke zu vielfältigen Phänomenen unbeteiligter Sozialität, wie man sie mit dem Begriff der „Indifferenz“ zu beschreiben versucht. Sie meint im politischen wie auch im religiösen Bereich die „Fähigkeit, sich nicht zu verbinden und dennoch präsent zu sein“ (ebd. 224), und sollte, wie Stäheli festhält, „nicht automatisch als widerständige Praxis in der Netzwerkgesellschaft betrachtet werden“ (ebd. 225). Es gibt in der Kirche – vermutlich noch mehr als in der Politik – neben dem engagierten Milieu eine schweigende, letztlich unverbundene Präsenz derer, die sich sowohl im Positiven wie im Negativen einfach nicht (mehr) interessieren. Diese Gruppe macht zumindest in der Kirche die Mehrheit aus.

Diese wenigen Striche können zeigen, dass sich mit dem Denken von Entnetzungen ein zukunftssträchtiges Reflexionsfeld gerade für Theologinnen und Theologen auftut. Denn letztlich gehen die großen theologischen Paradigmen bzw. Wissensformen ebenso wie jene der Soziologie von stets neuen und immer möglichen Anschlussfähigkeiten der Entnetzungen aus – man denke hier etwa an korrelative Ansätze in der Folge von Paul Tillich oder an die breite Rezeption hermeneutischer Methodik, die sich mit dem Namen Hans-Georg Gadamer verbindet. Allerdings haben die Religionsgemeinschaften (eben auch diejenigen mit einer weniger hohen „Kirchenproblematik“ als die katholische) mittels deren Rezeption offenbar keine Lösung für den entnetzenden Großtrend, als den man die Säkularisierung beschreiben könnte, gefunden. In diesem Zusammenhang wird nun das Motiv der theologischen bzw. geistlichen Stellvertretung attraktiv und aktuell. Denn es denkt Verbundenheit und Verbindung bei oder besser: trotz faktischer Nichtverbundenheit und Indifferenz. Allein vor diesem hier lediglich sehr knapp aufgezeigten soziologischen Problemhorizont zeigt sich, wie hilfreich ein Nachdenken über solche klassischen Denkfiguren des geistlichen Lebens bzw. theologischen Denkens sein kann. Es ist buchstäblich an der Zeit und wird es vermutlich bleiben. Dies soll im Folgenden nun ansatzweise geschehen.

3) Stellvertretung in der Urkirche und auf dem II. Vatikanum

Der verstorbene Würzburger Patristiker Franz Dünzl (1960–2018) hat in seiner letzten großen Monografie unter dem Titel „Fremd in dieser Welt?“ (2015) das Innen-außen-Verhältnis des antiken Christentums analysiert. Er kommt dabei zu einer bemerkenswerten Schlussfolgerung: Je mehr die konstantinische Wende naht, also je größer die Gemeinschaft der Christinnen und Christen wird, desto inklusiver, sprich weltoffener stellt sich die junge Kirche auf. Von einer sehr auf Abgrenzung bedachten Urkirche der ersten beiden Jahrhunderte unter Verfolgung und anderen Einflüssen wird sie im Laufe der Zeit eine auch für die politischen Herrscher nicht mehr zu vernachlässigende Größe. Bei näherem Nachdenken könnte diese Analyse für heute den Schluss nahelegen, dass, je kleiner die Christengemeinde inmitten säkularer und multireligiöser Mehrheitsgesellschaften werden wird, sie sich umso exklusiver verstehen könnte. Eben so, wie es bestimmte Ansätze, die derzeit aus einem traditionellen Kirchenmilieu heraus von einer „kreativen Minderheit“ sprechen, auch beabsichtigen: eine kleine, glaubensstarke, auf eine randscharfe Innen-/Außen-Identität bedachte Gruppe, die gerade durch ihre Kontrastierung bzw. Exklusivität eine neue Attraktivität erlangen möchte. Demgegenüber stehen andere Perspektiven, die zwar die Minderheitensituation realistisch einschätzen, diese allerdings inklusiv, das heißt durch einen positiven Zugang zu ihrer Umwelt konturiert sehen wollen. Gerade für letzte Vision könnte das Motiv der Stellvertretung Wesentliches zum eigenen Selbstbild austragen. Denn es ist – interessanterweise – eines, das bereits in den 1960er Jahren und damit inmitten einer seinerzeit in Europa unbestrittenen Mehrheitsposition durch das II. Vatikanum angedacht wurde. An prominenter Stelle der Kirchenkonstitution *Lumen gentium*, dort, wo es um die Qualifikation der Kirche als messianisches Gottesvolk geht, heißt es: „So ist denn dieses messianische Volk, obwohl es tatsächlich nicht alle Menschen umfasst und gar oft als kleine Herde erscheint, für das ganze Menschengeschlecht die unzerstörbare Keimzelle der Einheit, der Hoffnung und des Heils“ (LG 9).

Auch eine Kirche in der Minderheit hat einen Auftrag und eine Sendung für das Ganze. Dies verbindet inmitten und trotz aller Unverbundenheit. Es zeigt sich hier, gerade angesichts vielfältiger Realitäten von gesellschaftlichen Unverbundenheiten, eine interessante Parallele zwischen der Vision des Konzils und jenem oben bereits erwähnten Selbstbild der Kirche am Ende der vorkonstantinischen Zeit, diesmal beschrieben durch den Historiker Christoph Marksches: „Wenn sie [die

Christen an der Wende vom dritten zum vierten Jahrhundert; J. L.] in die Zukunft schauen, konnten sie sich noch nicht vorstellen, dass das Christentum zu einer Mehrheitsreligion werden könnte. Zwar hatten sie von jeher behauptet, dass das Christentum eine ‚universelle‘ Religion sei, aber mit universell meinten sie, dass jeder überall Christ werden konnte. Sie waren stolz darauf, dass man inzwischen überall Christen finden konnte. Das bedeutete jedoch nicht, dass sie tatsächlich erwarteten, dass jeder überall Christ werden würde. Oder in Claire Sontinels Worten: Die Christen dieser Zeit konnten sich ein Christentum vorstellen, das in allen Teilen eines [gesellschaftlichen; J. L.] Universums anwesend war, aber kein soziales Universum, das ausschließlich christlich war. Diese Vorstellung kam erst später. Aber sie kam“ (Markschies 2006, 60).

Dieses Motiv, dass nicht alle Christ:innen werden müssen, sondern überall Christ:innen antreffbar sein sollten, könnte eine passende Verschiebung für künftige pastorale Zielbeschreibungen angeben. Wenn Entnetzung zur theologisch und pastoral unbestreitbaren, ja immer dominanteren Realität wird, braucht es neue Bilder, die dem entsprechen, indem eigene Möglichkeiten inmitten sich verändernder Kontexte realistisch eingeschätzt werden.

Diese beiden kurzen Textfragmente können anzeigen, wie der Gedanke der ekklesiologischen Stellvertretung gerade in seiner pastoralen Relevanz an unterschiedlichen Stellen innerhalb der katholischen Tradition vorhanden ist und dass es reizvoll sein kann, diesen zu heben. Allerdings sollte man dabei den inklusiven Grundimpuls der Urkirche ebenso wie jenen des Zweiten Vatikanums als zentral ansehen, gerade um nicht den letztlich anti-katholischen Versuchungen einer elitären Sekte oder wahrheitsgewissen Minderheitsreligion zu erliegen. Hierzu kann der Stellvertretungsgedanke des messianischen Gottesvolkes Wesentliches beitragen: Wenn nämlich das Gottesvolk sich *per se* als stellvertretend für das Ganze begreift, muss es aus der zugrundeliegenden inneren Haltung der Solidarität heraus einen vorwiegend positiven Zugang zu den es umgebenden Realitäten gewinnen bzw. behalten. Theologisch bedeutet die Rezeption dieser Gedanken nichts Geringeres, als Universalität und Partikularität angesichts der Praxis neu auszutarieren. Hierzu bietet sich sicherlich neben manch anderem der Stellvertretungsgedanke idealerweise an. Ob man ihn nun vorwiegend liturgisch-fürbittend, soteriologisch oder solidarisch-prophetisch füllt, mag der konkreten Praxis überlassen sein. Wesentlich ist es bis hierher, dieses Konzept als zukunfts- und praxistauglich zu erweisen.

4) Ein pastoraler Impuls: Mithilfe des Stellvertretungsgedankens aus dem üblichen „Wenn-dann“ ausbrechen

„Es ist meine Überzeugung, dass wir als Kirche, gerade hier in Deutschland, bei allem, was von uns selbst an notwendiger Aufklärung, Aufarbeitung und Selbstkorrektur gefordert ist, vor einem entscheidenden Lern-Schritt stehen, mit dem wir bislang kaum Erfahrung haben. Es ist der Schritt heraus aus einer Wenn-Dann-Logik, die dem Grundsatz folgt: ‚Wenn wir nur dies oder jenes tun würden, dann ...‘ Das ist in meinen Augen der entscheidende Schritt hinein in die Erfahrung, die Jesus in jenen 40 Tagen in der Wüste gemacht hat. Es ist ein Schritt hin zu einer Haltung, mit der er dann seinen Weg des öffentlichen Wirkens geht“ (Gerber 2021).

Diese Worte des Fuldaer Bischofs Michael Gerber in seinem Fastenhirtenbrief 2021 können passend zusammenfassen, um was es derzeit geht. Unsere Pastoral und – wie man oben sehen konnte – beinahe die gesamte Sozialtheorie ist auf Wenn-dann-Verbindungen hin angelegt. Sie machen das Nicht-Verbundene, Heterogene oder Indifferente in vielen Erwägungen und Prozessen (vielleicht auch in synodalen?) schlicht nicht wahrnehmbar bzw. denken es vor allem auf neue Anschlüsse und auf die Schaffung entsprechender Optionen hin. Der Gedanke der Stellvertretung steigt hier aus, indem er die Nicht-Möglichkeit konkreter Anschlüsse (seien sie nun dauer- oder ereignishaft) mitdenkt, ernst nimmt und angesichts dessen letztlich eine neue, ganz andere Verbindungsmöglichkeit praktiziert. Wesentlich wird es sein, dass diese nicht nur nicht exklusivistisch funktioniert, sondern auch alles Elitäre oder Besserwisserische hinter sich lässt, ohne die eigene Identität zu disponieren. Die Logik der Stellvertretung überlässt es allerdings letztlich Gottes Ratschluss, wie sich Verbindungen zum Glauben und zur Glaubensgemeinschaft gestalten. Dies verweist auf eine paradoxe pastorale Situation: Einerseits ist es unzweifelhaft der Auftrag der Kirche zu verkündigen, zu evangelisieren. Allerdings – und dafür kann der Gedanke der Stellvertretung selbst Platzhalter sein – meint eine solche

Literatur

Dünzl, Franz, Fremd in dieser Welt?

Evangelisierung keineswegs Christianisierung. Das Ziel der Evangelisierung ist es vielmehr, „Gott einen Ort zu sichern“ (M. Delbr l) und auf diese Weise das Evangelium im Sinne des urchristlichen Vorbildes an möglichst vielen Stellen antreffbar zu halten: diakonisch-bezeugend, liturgisch-feiernd und auf viele andere Weisen. Dies meint allerdings nicht, damit eine Christlichmachung im Sinne einer Re-Christianisierung zu verbinden, denn diese lässt Menschen letztlich nicht frei. Weil aber gerade diese Freiheitsoption jede Evangelisierung notwendig durchdringen muss, ist der Gedanke und noch mehr die Haltung der Stellvertretung für die Zukunft des Christentums in Europa so attraktiv. Sie macht es möglich, alle zu meinen, indem man gerade dies mit wenigen tut.

Das frühe Christentum zwischen Welt-
distanz und Weltverantwortung,
Freiburg/Br. 2015.

[Gerber, Michael, Hirtenwort zum
1. Fastensonntag 2021](#) (abgerufen am
10.6.2021)

Markschies, Christoph, Von der Mitte
des 2. bis zum Ende des 3. Jahrhun-
derts, in: Kaufmann, Thomas u. a.
(Hg.),  kumenische Kirchengeschich-
te. Bd. 1: Von den Anfängen bis zum
Mittelalter, Darmstadt 2006, 59-98.

Stäheli, Urs, Soziologie der Entnet-
zung, Berlin 2021.



AUSGABE 2 | 2021

Editorial

Stellvertretung

Weil niemand allein leben kann

Biblische Schlaglichter auf die Frage der Stellvertretung

Stellvertretung als theologische Grundkategorie im Horizont einer missionarischen Kirche

Für alle, weil für wenige?

Stellvertreterreligion als Modell der Zukunft der Kirche in Europa?

Solidarität zwischen Gott und den Menschen

„Heute ist Beten die größte Wohltat, die man der Welt erweisen kann“ (Madeleine Delbröl)

Stellvertretung durch Christen?

Stellvertretung: Ein monastischer Blick

Erfahrungen aus der Begegnung mit Menschen, in deren Leben Gott und Glauben nicht (mehr) vorkommen

AKTUELLES PROJEKT

AKTUELLE STUDIE

KIRCHE ENTWICKELT SICH

TERMINE & BERICHT E

REZENSIONEN

Zu dieser Ausgabe

Stellvertreterreligion als Modell der Zukunft der Kirche in Europa?

Christinnen und Christen als Minderheit, die ihre Religion stellvertretend für eine säkularisierte Mehrheit pflegt, die auf diese Ressource im Bedarfsfall wieder zurückgreifen kann? Der Religionssoziologe Gert Pickel stellt das Modell der Vicarious Religion von Grace Davie vor und erdet es in der religiösen Realität Europas.

Von der schrumpfenden christlichen Kirche in Europa

Die christlichen Kirchen unterliegen in Europa (abgesehen von wenigen osteuropäischen Ländern) derzeit einer gemeinsamen und beunruhigenden Erfahrung: Der Stamm ihrer Mitglieder wird von Jahr zu Jahr kleiner. Gleiches gilt seit den 1970er Jahren für die Bundesrepublik Deutschland, mit einer spezifischen forcierten *Säkularisierung* in Ostdeutschland. Dieser Schrumpfungsprozess, den man entweder als Entkirchlichung oder weiterreichend als Säkularisierung interpretieren kann, wird durch ein gegenwärtig ungünstiges Bild gerade der katholischen Kirche in der Aufdeckung und dem Umgang mit Missbrauch nur noch beschleunigt. Wenden sich viele von Religion und Glauben generell ab, so distanzieren sich einige nur von der Kirche als der ihnen bekannten Sozialform von Religion. Gleichzeitig scheinen Kirche und religiöse Bezüge nahezu omnipräsent. Quasi jeden Tag begegnet einem Religiöses, meist Christliches in Zeitungen, Hörfunk, Fernsehen oder sogar den sozialen Medien. Auch die öffentlichen Debatten, in denen Religion eine Bedeutung spielt, sind beachtlich. Sowohl aufgrund der zunehmenden religiösen Pluralisierung, aber auch aufgrund von Debatten über Menschen persönlich betreffende politische Entscheidungen, welche moralischen Gehalt besitzen, wie zum Beispiel bei der Debatte um die Sterbehilfe und den assistierten Suizid, kommen immer wieder religiöse und christliche Positionen in den Blick und in die öffentliche Auseinandersetzung. Einmal ganz abgesehen von der kulturellen *Sichtbarkeit* der Kirchen, die sich u. a. in Gebäuden, Symbolen und Personen widerspiegelt. In gewisser Hinsicht scheint das Christentum nicht aus Europa wegzudenken zu sein. Selbst wenn derzeit Verteidiger:innen des christlichen Abendlandes nichts weniger als etwas Christliches vor Augen haben, stellt sich doch die Frage, ob das Christentum und seine Kirche nicht vielleicht doch trotz der unleugbaren Säkularisierung eine Zukunft in Europa besitzen.

Vicarious Religion oder Stellvertreterreligion

Ein Modell, welches Überleben und Bedeutsamkeit des Christentums in Europa mit der Beobachtung der Entkirchlichung zusammenbringen will, ist das der *Vicarious Religion* der englischen Sozialwissenschaftlerin Grace Davie. Sie greift auf Vorüberlegungen der französischen Kulturwissenschaftlerin Danièle Hervieu-Léger (2000) zurück, welche die tiefe kulturhistorische Verwurzelung der Religion in Europa als so etwas wie eine letzte Beschränkung der Säkularisierung ansieht, ohne Letztere zu leugnen (vgl. Pickel 2011, 193 f.). Hervieu-Léger verortet Religion und das Christentum als etwas, was als kulturelle Präsenz nicht verlöscht, nur zu bestimmten Zeiten an Bedeutung verliert, aber in Krisenzeiten eine Wiederbelebung erfährt. Dies liegt an der Verankerung des Christentums in der kollektiven Erinnerungskultur Europas, mit noch spezifischen Differenzen zwischen stärker protestantischen oder katholischen Historien. Auf diese Weise der auch symbolisch gestützten Sichtbarkeit findet sich eine Kette der *kulturellen Erinnerung*, welche Religiöses auch über Generationen weitervermittelt. Hervieu-Léger (2000, 73) erwartete dabei Anfang dieses Jahrtausends sogar eine „Explosion des Glaubens“ aufgrund der immer stärkeren Anforderungen der Individualisierung und der Komplexität spätmoderner Gesellschaften an die Individuen.

Selbst wenn diese optimistische Hoffnung sich in dieser Weise nicht eingestellt zu haben scheint, entbehrt das von Grace Davie weitergeführte Argument doch nicht einer gewissen Plausibilität. Auch Davie verweist auf die kulturhistorische und kulturelle Relevanz des Christen-



Dr. Gert Pickel ist Professor für Religions- und Kirchensoziologie an der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig und stellvertretender Leiter des Kompetenzzentrums für Rechts-extremismus- und Demokratieforschung.

tums in Europa. Diese lässt sich mindestens in Feiern, Ritualen, Musik und Gebäuden wiederfinden. Für den Lebensalltag der Menschen verlieren sie allerdings an Bedeutung. Dies sieht auch Davie und positioniert sich damit nicht gegen gängige Deutungen der Entwicklungen im religiösen Feld als Säkularisierung. Die Folge ist einfach zu ermitteln: Es bleibt irgendwann nur noch eine Minderheit, welche die Religion und ihre Riten pflegt. Oder eben religiöse Expert:innen, die diese Rituale vollziehen und am Leben erhalten. Dies muss man aber nicht unbedingt negativ auslegen oder die Hoffnung für das Christentum verlieren. Denn gleichwohl übersteht auf diese Weise das Christentum in seiner kulturellen Verankerung und aufgrund seiner aktiven Minderheit, die es am Leben erhält, diese ungünstige Phase. Das Christentum und seine religiösen Angebote bleiben eine im Notfall aktivierbare kulturelle Ressource. Sie wird üblicherweise dann aktiviert, wenn sich massive und weitreichende Krisen in der Gesellschaft entwickeln, die dann auch den einzelnen Menschen treffen und zu persönlichen Krisen werden. Genau dann kann diese Ressource christlicher Hoffnung und Sicherheit durch Mitglieder der Gesellschaft belebt und für sich in Anspruch genommen werden. Diese latente, aber nur bei einer Minderheit aktive Präsenz von Religion nennt Grace Davie (2006) *Vicarious Religion* oder Stellvertreterreligion. „By vicarious, I mean the notion of religion performed by an active minority but on behalf of a much larger number, who implicitly at least not only understand, but quite clearly, approve of what the minority is doing“ (Davie 2006, 24; vgl. Müller 2019, 467). Die *aktive Minderheit* sind faktisch die Stellvertreter für ein weiterreichendes Christentum. Sie bewahren die wichtige Ressource, damit alle sie, wenn es notwendig ist, wieder aufgreifen können. Damit werden wenige Gläubige zu denjenigen, welche das Religiöse für die und unter Anerkennung der Mehrheit der Gesellschaft aufrechterhalten.

Realitäten einer Stellvertreterreligion

Und in der Tat kann zumindest festgestellt werden, dass in den sich säkularisierenden Gesellschaften keineswegs eine Abneigung oder Gegnerschaft bezüglich Religion entsteht. Nach Ergebnissen des Bertelsmann Religionsmonitors 2017 fühlen sich gerade einmal zehn Prozent der Deutschen, Schweizer:innen, Österreicher:innen, Brit:innen und Französ:innen durch das Christentum bedroht. Die überwältigende Mehrheit der Europäer:innen steht dem Christentum freundlich oder neutral gegenüber (vgl. Pickel 2019, 82–84). Nun stellt sich die Frage, inwieweit dieser Befund ausreichend ist, das Modell einer Stellvertreterreligion als gegeben anzunehmen. Bei genauerer Ansicht muss man zumindest Zweifel äußern. So zeigte sich im Umfeld der größten und viele Menschen persönlich betreffenden Krise in Europa der letzten Jahrzehnte – der Covid-19-Pandemie – kaum eine Revitalisierung des Religiösen. Zumindest nicht bis zu den jetzt verfügbaren Daten. Teilweise wird sogar eine Beschleunigung der Säkularisierung befürchtet. Hier zeigt sich ein Problem des potentiellen Erfolges einer Stellvertreterreligion in Krisenzeiten: Es muss eine Basis der Revitalisierung und der *Anschlussfähigkeit* an religiöse und christliche Deutungsmuster bestehen. Nur wenn mir diese überhaupt noch irgendwie geläufig sind, kann ich im Krisenfall darauf zurückgreifen. Und gerade um diese Anschlussfähigkeit wird es durch den durchgreifenden Prozess der Säkularisierung immer schlechter. Allein der Blick nach Ostdeutschland zeigt dies. So sind dort immer mehr der Menschen ohne Religionszugehörigkeit – und dies eben bereits seit mehr als einer Generation. Ihnen sind religiöse Bräuche teilweise genauso unbekannt wie die religiöse Rede, die in Gotteshäusern oder von Pfarrer:innen und Priestern verwendet wird. Und in Westdeutschland sowie europäischen Nachbarstaaten ist dies, wenn vielleicht auch meist auf einem etwas höheren Mitgliedsniveau, kaum anders.

Entsprechende Brüche sieht übrigens auch Davie selbst. Die Kombination aus Säkularisierung und religiöser Pluralisierung führt aus ihrer Sicht im Übergang zwischen den Generationen zu einem Verblässen der kulturellen Erinnerungskultur. Neben dem religiösen Wissen verschwinden die teilweise in der Familie weitergegebenen christlichen Narrative und religiösen Erzählungen. Diese fehlende Anschlussfähigkeit lässt es dann auch als sehr unwahrscheinlich erscheinen, dass diese Menschen im Krisenfall auf religiöse Angebote zurückgreifen. Und dies trifft nicht nur auf Menschen ohne Religionsangehörigkeit zu. Selbst unter den stetig weniger werdenden Kirchenmitgliedern ist der Rückgriff auf den Glauben nur eingeschränkt vorhanden. Gerade einmal zwei Drittel der evangelischen Kirchenmitglieder glauben an Gott. In der katholischen Kirche dürfte dies nicht viel anders aussehen. Immerhin für sie könnte eine Stellvertreterfunktion der aktiven Gläubigen und Expert:innen wirken. Da es oft allerdings weniger Glaubensinhalte und Spiritualität als die soziale Ausrichtung von Kirche und Religion ist, welche Kirchenmitglieder in ihrer Glaubensgemeinschaft hält, stellt sich

die Frage, wie diese Stellvertretung sein soll. Sicherlich nicht mit abgehobenen, hierarchisch übermächtigen Expert:innen. Vielmehr dürfte die soziale Anschlussfähigkeit einer für das Soziale existierenden Religion für die Zukunft zielführend sein.

Diese Argumente sollen nicht die bleibende kulturhistorische Verankerung der christlichen Kirchen ignorieren – dies bleibt genauso wie eine öffentliche Sichtbarkeit und kulturelle Tradierung (z. B. Musik) erhalten. Allerdings besitzt diese Existenz keinen spirituellen Charakter an sich. Das heißt, für eine religiöse und nicht allein kulturelle Deutung entsprechender Symbole und Praktiken als religiös bedarf es religiösen Wissens und religiöser Erfahrung. Sonst werden Kirchen zu Kulturdenkmälern und nicht zu Stätten der Stellvertreterreligion. Und wenn allein es das Wissen ist, dass einem der Glauben in Krisenphasen weiterhelfen kann ... Denn dies ist nur dem bewusst, der es gelernt hat und vor allem Vertrauen in diese Kraft besitzt. All dies führt wieder zur Anschlussfähigkeit zurück und spricht gegen zu hohe Erwartungen an eine Stellvertreterreligion, oder besser deren breitflächige Aktivierung des Christentums im Krisenfall. Hier ist es sicherer, die nüchterne Perspektive einer sinkenden Schar an sozial und religiös engagierten Christ:innen ohne Stellvertretungsaufgabe vor Augen zu haben.

Fazit: Stellvertreterfunktionen ohne Massenrevitalisierung im Krisenfall

Das Modell der Stellvertreterreligion wirft einen interessanten Blick auf das europäische Christentum in Zeiten der Säkularisierung auf. So verweist es auf die kulturelle und kulturhistorische Verwurzelung von christlichen Kirchen in Europa. Dies sichert dem Christentum Sichtbarkeit und öffentliche Relevanz. Solches zeigen religiöse Riten und eine öffentliche Präsenz, die heute allerdings gelegentlich den Weg in zivilreligiöse religionspluralistische Vollzüge gehen. Gelegentliche Betrachtungen religiöser Praxis lassen dabei ein Modell einer Stellvertreterreligion, wie es von Grace Davie vor einigen Jahren vorgeschlagen wurde, durchaus als nicht abwegig und vielleicht sogar attraktiv erscheinen. Nur wenige bleiben, quasi auch als religiöse Eliten, aktiv für viele, die dann im Krisenfall auf sie und den Glauben zurückkommen. Realistisch ist dies allerdings nicht. Zu stark entfernen sich Menschen, die in der zweiten oder dritten Generation keiner Religionsgemeinschaft angehören, von Kirche und letztendlich auch dem Glauben. Das religiöse Wissen schwindet und damit auch die Anschlussfähigkeit an religiöse Praktiken und Denkweisen. Einfach gesagt: Wer nicht weiß, wo er im Krisenfall Hilfe bekommen kann, der wird dort auch nicht hingehen. Es geht sogar noch weiter: Wenn sich einem Gott offenbart, dann würde man dies gar nicht erkennen, weil dazu eine religiöse Deutung notwendig ist. Und diese nehmen säkulare Menschen in der Regel nicht vor. Wenn sie sich der christlichen Kirche wieder zuwenden, so geschieht dies zumeist aufgrund deren sozialer Kraft und der Möglichkeit sozialer Vergemeinschaftung. Hierfür muss allerdings der Ruf der Kirche besser werden, als er zuletzt war. Dies öffnet für die christlichen Kirchen andere Wege der Arbeit an sich als der – fast elitäre und übergreifige – Gedanke einer kleinen Schar, die zum Wohle aller wirkt. Vielmehr gilt es für die kleiner werdende Zahl an Christ:innen, sich klar zu werden, für was sie stehen, und dies in Gemeinschaften, die einer modernen Gesellschaft entsprechen, umzusetzen. Das dürfte schon genug an Aufgabe sein.

Literatur

Davie, Grace, Is Europe an Exceptional Case?, in: The Hedgehog Review 8 (1-2/2006) 23-34.

Hervieu-Léger, Danièle, Religion as a Chain of Memory, Cambridge 2000.

Müller, Olaf, Grace Davie: Religion in Britain since 1945: Believing without Belonging (1994), in: Gärtner, Christel/Pickel, Gert, Schlüsselwerke der Religionssoziologie, Wiesbaden 2019, 459-468.

Pickel, Gert, Religionssoziologie. Eine Einführung in zentrale Themenbereiche, Wiesbaden 2011.

Pickel, Gert, Weltanschauliche Vielfalt und Demokratie. Wie sich religiöse Pluralität auf die politische Kultur auswirkt, Gütersloh 2019.

AUSGABE 2 | 2021

Editorial

Stellvertretung

Weil niemand allein leben kann

Biblische Schlaglichter auf die Frage der Stellvertretung

Stellvertretung als theologische Grundkategorie im Horizont einer missionarischen Kirche

Für alle, weil für wenige?

Stellvertreterreligion als Modell der Zukunft der Kirche in Europa?

Solidarität zwischen Gott und den Menschen

„Heute ist Beten die größte Wohltat, die man der Welt erweisen kann“ (Madeleine Delbröl)

Stellvertretung durch Christen?

Stellvertretung: Ein monastischer Blick

Erfahrungen aus der Begegnung mit Menschen, in deren Leben Gott und Glauben nicht (mehr) vorkommen

AKTUELLES PROJEKT

AKTUELLE STUDIE

KIRCHE ENTWICKELT SICH

TERMINE & BERICHTS

REZENSIONEN

Zu dieser Ausgabe

Solidarität zwischen Gott und den Menschen

Gottesdienst in Stellvertretung

Andreas Odenthal geht der Frage der Stellvertretung aus liturgiewissenschaftlicher Perspektive nach. Dabei stellt er die Solidarität zwischen Gott und den Menschen als zentralen Begriff heraus und geht dem konkret im Blick auf den betenden Menschen vor Gott, auf die Solidarität mit Gott und seiner Heilsgeschichte, die Solidarität Gottes mit den Glaubenden und betenden Menschen und die Stellvertretung des fehlenden Christus nach – ohne die Ambivalenzen zwischen stellvertretendem Gottesdienst und dem Bedürfnis nach Autonomie und Authentizität aus den Augen zu verlieren.

„Jemand muss zuhause sein,
Herr,
wenn du kommst.
Jemand muss dich erwarten,
unten am Fluss
vor der Stadt. [...]
Herr,
und jemand muss dich aushalten,
dich ertragen,
ohne davonzulaufen.
Deine Abwesenheit aushalten,
ohne an deinem Kommen
zu zweifeln.
Dein Schweigen aushalten
und singen.
Dein Leiden, deinen Tod mitaushalten
und daraus leben.
Das muss immer jemand tun
mit allen anderen
und für sie.“

Diese Zeilen schrieb die schweizerische Benediktinerin Silja Walter im „Gebet des Klosters am Rand der Stadt“ (Wolitz 2018, 90–93). Sie zeigen eine besondere Dimension des Gebetes und des Gottesdienstes: Betende Menschen stehen letztlich nie alleine vor Gott, sondern immer auch stellvertretend für andere. Im Gottesdienst ereignet sich Solidarität mit der Welt und ihren Sorgen, aber auch mit Gott: Inmitten einer Welt, in der Gott nicht zu wirken oder gar nicht vorzukommen scheint, halten glaubende Menschen so einen Platz für Gott frei. Dadurch werden die vielen Erfahrungen seiner Abwesenheit in dieser Welt aufgebrochen auf eine offene Stelle hin. Und sogleich entsteht eine neue Praxis: Im Gottesdienst werden die alten Gottesgeschichten als Erfahrungen erzählt, die Menschen vergangener Zeiten mit diesem Gott gemacht haben. Diese Heilsgeschichte Gottes mit den Menschen wird von den glaubenden Menschen wachgehalten, vor allem in der Feier des Gottesdienstes.

Solidarität und Stellvertretung der betenden Menschen vor Gott

Mönch oder Nonne zu sein, heißt zunächst, „alleine“ („*monachus*“) vor Gott zu stehen. Vorsichtiger formuliert: Es geht um das Alleinesein an der für Gott offengehaltenen Stelle. Genau deshalb bedarf das Mönchtum der Gemeinschaft: Nur gemeinsam kann die Leerstelle ausgehalten werden, die für einen Gott steht, der sich weder ohne Weiteres zu erfahren gibt noch auch sofort auf unsere Wünsche reagiert. Oft ist die Erfahrung seiner Abwesenheit einfach nur zu ertragen. Das aber kann man nur gemeinsam tun, so ist die klösterliche, eigentlich insgesamt die christliche Erfahrung. Gerade dann, wenn ich selbst kaum mehr zu beten vermag, greift Stellvertretung: „Wenn Sie für mich beten, halte ich es bis zum nächsten Mal aus“, so sagte eine depressive Patientin im psychiatrischen Kontext zur Seelsorgerin. Unser Beten benötigt die Erfahrungen anderer, die stellvertretend wachgehalten werden: Ihr Ringen, Zweifeln und Vertrauen bietet Trost und Horizont angesichts



Dr. Andreas Odenthal ist Professor für Liturgiewissenschaft an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn.

Foto: © Schafgans DGPh.

der eigenen Erfahrungen. Und wir brauchen das Beten anderer Menschen. Darin scheint die Solidarität der Gottesdienst feiernden Menschen vor Gott auf, die sogar mit dem Sterben nicht endet. Im katholischen Kontext wird Stellvertretung auch über den Tod hinaus geübt: Die Kirche betet für ihre Verstorbenen, und umgekehrt werden die Verstorbenen, die als Heilige als im Reiche Gottes bereits vollendet geglaubt werden, um ihre Fürsprache angerufen. Das nimmt dem Leben mit seinen Fährnissen nichts an Dramatik, auch dem Tod nicht, aber es kann Trost schenken.

Solidarität mit Gott und seiner Heilsgeschichte

Wenn die Kirche Gottesdienst feiert, dann steht sie in Solidarität mit der ganzen Welt vor Gott. Sie bringt die vielfältigen Nöte und Klagen, aber auch den Dank stellvertretend vor Gott. Als Erzählgemeinschaft hält sie die vielen Glaubenserfahrungen der Menschen vergangener Zeiten fest, die unter anderem in der biblischen Tradition gesammelt sind. Sie übt Solidarität mit Gott, weil sie für ihn Zeugnis gibt. Gerade weil die Erfahrung Gottes oft die seiner Abwesenheit ist, bedarf es dieser Erinnerung: Gott hat dieser Welt Heil zugesagt, was viele Menschen vor uns in unterschiedlichen Situationen erfahren haben. Im Gottesdienst werden diese Erfahrungen rituell gefeiert. Dabei stehen in der Liturgie vor allem zwei Ereignisse des von Gott geschenkten Heils im Mittelpunkt. Das eine ist der Auszug Israels aus Ägypten mit dem vorhergehenden rituellen Mahl (Ex 12–15). Die Befreiung aus der Sklaverei Ägyptens ist ein befreiendes Ereignis, das als Handeln Gottes interpretiert wird. Das andere ist das Leben Jesu selbst, zielend auf sein Leiden, Sterben, Tod und Auferstehen (etwa Mk 14–16): Im Schicksal Jesu zeigen sich Gottes Liebe und eine Erlösung für die ganze Welt. Im Letzten Abendmahl deutet Jesus selbst seine Lebenshingabe als Stellvertretung: „Das ist mein Leib für euch. Tut dies zu meinem Gedächtnis“ (1 Kor 11,24). Diese Erfahrungen hält die Kirche fest und feiert sie im Gottesdienst. In einer noch so gebrochenen und unheilen Welt kann der Gottesdienst so zur „Heilsgeschichte“ werden, weil die feiernden Menschen eingeladen sind, hier ihre eigenen Erfahrungen mit der Botschaft des Evangeliums zu verbinden. Das betrifft gelingendes wie misslingendes, entfaltetes wie bedrohtes Leben. In der Feier des Gottesdienstes wird offenkundig, dass Gott selbst für die Menschen einsteht, bei der Befreiung Israels aus der Sklaverei ebenso wie im Leiden, Sterben und Auferstehen Jesu. Trotz der unzähligen Erfahrungen von Lieblosigkeit, Hass und Gewalt, die Menschen immer wieder zugemutet sind, lässt Gott sich und sein Heil nicht schachmatt setzen – so feiert es die Christenheit an Ostern und bezeugt diesen Gott in ihrem Gottesdienst.

Solidarität Gottes mit den glaubenden und betenden Menschen

Es ist eine große Herausforderung: Gott ist nicht direkt und unmittelbar erfahrbar. „Es gibt niemals eine direkte Begegnung Gottes, von Du zu Du, mit dem Menschen, diese Begegnung ist immer vermittelt“, so der flämische Theologe Edward Schillebeeckx (Strazzari 1994, 90). Die Begegnung mit ihm bedarf notwendig einer Vermittlung und damit eines Stellvertreters. Der Glaube der Christen sieht Jesus als einen solchen Stellvertreter an: Er zeigt uns das menschliche Antlitz Gottes, ist Stellvertreter, ja Mittler zwischen Gott und den Menschen (1 Tim 2,5). Jesus vermittelt Gottes Heil in die Heillosigkeit der Welt und des Todes: Das Heil von Gott her, das Jesus verkündet, muss wie Jesus selbst durch den Tod hindurch. Das feiern wir, wenn wir in der Liturgie Jesu Tod und seine Auferweckung begehen. Im Kreuz Jesu zeigt sich die erlösende Gewaltlosigkeit Gottes, denn Gottes Liebe ist durch den Tod gegangen. Wir stehen hier im Brennpunkt des Zusammenspiels von Stellvertretung und Solidarität; genau darin wird die Feier des Gottesdienstes relevant für unsere menschliche Praxis. Das Heil wird von Gott geschenkt, aber ohne die Menschen aus ihrer Verantwortung für eine menschenfreundliche Gestaltung dieser Welt zu entlassen. Gott übt Solidarität, und zwar weit über den Kreis der Frommen hinaus, mit den Verlorenen, den vom Tod Bedrohten, den Opfern der Weltgeschichte. Gottesdienst wird so zum Weltdienst. Es ist die Universalität der Liebe Gottes, die die Kirche stellvertretend in ihrem Gottesdienst feiert, nicht nur für die versammelte Gemeinde, sondern für eine ganze Welt, das heißt: anstelle und zugunsten aller Menschen.

Stellvertretung des fehlenden Christus

Noch einmal gefragt: Warum bedarf es überhaupt einer Stellvertretung? Eine grundlegende menschliche Erfahrung kommt ins Spiel: Stellvertretung hat ihren Grund in einem Mangel. Derjenige, der da sein sollte, fehlt. Er muss ersetzt werden, die frei gewordene Stelle muss ausgefüllt werden. Diese Erfahrung machen die Menschen vom Beginn des Lebens an. Es gilt auch im religiösen Bereich: Für den glaubenden Menschen bleibt immer ein Mangel, eine Leerstelle, und zwar in Bezug auf Gott. Er ist nicht ohne weiteres von Du zu Du erfahrbar, sondern es bleibt die

Erfahrung seiner Abwesenheit. Diese Leerstelle wird zum Ort der betenden und glaubenden Menschen. Gott kommt zu Hilfe, mit seinem Geist und mit dem Mittler Jesus. Paradox ist, dass dies aber der Erfahrung des Mangels kein Ende setzt, denn auch der Mittler – Jesus – „fehlt“: Er fehlt am Ostermorgen, in seiner Auferstehung. Das Christentum beginnt mit dem Entsetzen der Jüngerinnen und Jünger am Ostermorgen über das leere Grab, in dem der Leichnam Jesu fehlt. Diese Erfahrung ist zunächst kein Grund zur Freude: „Da verließen sie das Grab und flohen; denn Schrecken und Entsetzen hatte sie gepackt. Und sie sagten niemandem etwas davon; denn sie fürchteten sich“ (Mk 16,8). So schwach, mutlos und angstvoll ist die Reaktion der ersten Zeuginnen und Zeugen der christlichen Botschaft, weil Jesus fehlt und niemand diese Lücke füllen kann. Genau das aber ist die Geburtsstunde des Christentums, so sagt es jedenfalls der französische Jesuit Michel de Certeau (1925–1986): „Das Christentum baut nämlich auf dem Verlust des Körpers auf – auf dem Verlust des Körpers Jesu [...]. In der Tat: ein Gründungsverwinden“ (de Certeau 2010, 127). Fortan muss das Christentum immer wieder neu mit dem Fehlen Christi umgehen und dieses Fehlen durch Stellvertretung kompensieren, unter anderem in seinen wiederkehrenden Ritualen: Wir feiern deshalb Gottesdienst, weil Jesus fehlt. Die Kirche als Gemeinschaft der Glaubenden wird hier zum Ort der Stellvertretung: Im gottesdienstlichen Tun wird die Lücke sakramental gefüllt, wenn auch nur auf Zeit. Das führt zu einer neuen Form von Solidarität: Das Fehlen des Gekreuzigt-Auferstandenen begründet das stellvertretende Beten der Kirche. Das ist Reichtum und Gefahr zugleich: Reichtum, insofern die Kirche den fehlenden Christus repräsentieren darf, Gefahr, wenn sie sich selbst an seine Stelle setzt und sein Fehlen verleugnet.

Bleibende Ambivalenzen: Stellvertretender Gottesdienst vor dem Bedürfnis nach Autonomie und Authentizität

Das spätmoderne Lebensgefühl bestimmen zwei Leitworte, nämlich Autonomie und Authentizität. Autonomie bedeutet, dass wir als Menschen in unserer Unabhängigkeit wahr- und ernst genommen werden wollen. Vor diesem Hintergrund bereitet der Gedanke der Stellvertretung zunächst Schwierigkeiten, denn der autonome Mensch möchte selbst vor Gott stehen und sich nicht vertreten lassen. Mehr noch: Der den Gottesdienst feiernde Mensch „muß darauf verzichten, seine eigenen Gedanken zu denken, seine eigenen Wege zu gehen. Er hat den Absichten und Wegen der Liturgie zu folgen [...]. Er muß aus seinem gewohnten Gedankenkreis heraustreten und sich eine weit reichere, umfassendere Geisteswelt zu eigen machen“, so benannte Romano Guardini bereits im Jahre 1918 die Schwierigkeiten moderner Menschen mit der Liturgie (vgl. Guardini 1997, 32–36). Sie liegen darin begründet, dass der Gottesdienst nicht immer individuellen Bedürfnissen entspricht. Doch genau das kann zum Reichtum werden, insofern der Gottesdienst in eine andere Welt führen und andere Horizonte eröffnen kann. Das Bedürfnis nach Autonomie muss sich also daran abarbeiten, dass es Erfahrungen anderer Menschen sind, die wir als Heilsgeschichte feiern. Den Erfahrungen anderer Menschen in ihrem Gottesglauben zu folgen, bedeutet zugleich, sich von Gott her ein Heil zusprechen zu lassen, das ich mir selber nicht geben kann. Der autonome Mensch angesichts der Gnade Gottes: kein spannungsfreies Geschehen, das in der Liturgie ritualisiert wird.

Die zweite große Sehnsucht ist die nach authentischer Nähe in unseren Beziehungen, und so auch im religiösen Leben. Doch bleiben die so sehr erwünschten authentischen Erfahrungen mit Gott schwierig, denn Gott ist nicht ohne Weiteres zu haben, da er immer der Jenseitig-Fremde bleibt. Zur authentischen Erfahrung der Nähe Gottes würde so auch die Erfahrung seiner Abwesenheit gehören. Damit ergibt sich ein neuer Blick auf die Liturgie: Wir feiern deshalb Gottesdienst, weil Christus seiner Kirche fehlt. Diese Ambivalenzen gilt es anzuerkennen, wollen wir als autonome Menschen authentisch vor Gott stehen.

Der „heilsame Raum“ des Gottesdienstes

Als Geschenk, Freiraum des Atemholens vermag der Gottesdienst geradezu spielerisch die Ambivalenzen zu umfassen, die das Leben und den Glauben prägen. Solchermaßen aus den engen Kategorien einer Kosten-Nutzen-Rechnung befreit, kann Gottesdienst in dieser Perspektive zu einem echten Luxus des Lebens werden. Im Gottesdienst vermag der Mensch einerseits autonom vor Gott zu stehen und andererseits darum zu wissen, dass er der Solidarität der Kirche als Erzählgemeinschaft und der Gnade Gottes bedarf. Hier können glaubende Menschen stellvertretend für eine ganze Welt beten, ohne ihr die Freiheit des eigenen Glaubens oder Nicht-Glaubens zu nehmen. Hier lässt sich die Anwesenheit des Gekreuzigt-Auferstandenen erfahren, ohne sein bleibendes Fehlen leugnen zu müssen. Im Gottesdienst kann das eigene Leben bis hinein in

seine Alltäglichkeit zur Sprache kommen, um dann als Teil der Heilsschichte Gottes mit den Menschen neu erfahren und gedeutet werden zu können. Der Gottesdienst ist in vielen seiner Formen vorgefunden und erprobt, aber er gibt den Menschen zugleich auch den Raum, ihn neu zu erfinden und zu entdecken. In der Liturgie werden die vielen Glaubenserfahrungen Israels und der Kirche ritualisiert, um die immer neuen Erfahrungen des Lebens und Glaubens deuten zu können (vgl. Odenthal 2019). Ein stellvertretendes Beten für Andere kann sich deshalb im Luxus des Freiraumes vollziehen, weil Gott eigentlich immer schon weiß, was den Menschen nottut. Der betende Mensch singt Gottes Lob, obwohl dieser des Lobes nicht bedarf: „Du bedarfst nicht unseres Lobes, es ist ein Geschenk deiner Gnade, dass wir dir danken. Unser Lobpreis kann deine Größe nicht mehren, doch uns bringt er Segen und Heil“, so sagt eine der Präfationen des Messbuches. Gottesdienst ist so ein Grundvollzug glaubender Menschen, aber er geht nicht auf in den vielen „Zwecken“ dieser Welt, auch nicht in den Zwecken der Kirche (vgl. Guardini 1997, 61). Er führt vielmehr zum Geheimnis Gottes, an dem sich glaubende Menschen ein Leben lang abarbeiten. Wie sagte die Benediktinerin Silja Walter aus ihrer persönlichen jahrzehntelangen Erfahrung mit dem stellvertretenden Beten: „Dein Leiden, deinen Tod mitaushalten und daraus leben. Das muss immer jemand tun mit allen anderen und für sie.“

Literatur

- de Certeau, Michel, *Mystische Fabel. 16. bis 17. Jahrhundert*. Aus dem Französischen von Michael Lauble. Mit einem Nachwort von Daniel Bogner, Berlin 2010.
- Guardini, Romano, *Vom Geist der Liturgie*, Mainz/Paderborn [1918] 201997.
- Odenthal, Andreas, *Rituelle Erfahrung. Praktisch-theologische Konturen des christlichen Gottesdienstes (Praktische Theologie heute 161)*, Stuttgart 2019.
- Strazzari, Francesco (Hg.), *Edward Schillebeeckx im Gespräch*, Luzern 1994.
- Wolitz, Ulrike (Hg.), *„Ich habe den Himmel gegessen“*. Silja Walter-Lesebuch, Einsiedeln/Schweiz 2018.



AUSGABE 2 | 2021

Editorial

| |
|------------------------------------------------------------------------------------------|
| Stellvertretung |
| Weil niemand allein leben kann |
| Biblische Schlaglichter auf die Frage der Stellvertretung |
| Stellvertretung als theologische Grundkategorie im Horizont einer missionarischen Kirche |
| Für alle, weil für wenige? |
| Stellvertreterreligion als Modell der Zukunft der Kirche in Europa? |
| Solidarität zwischen Gott und den Menschen |
| „Heute ist Beten die größte Wohltat, die man der Welt erweisen kann“ (Madeleine Delbrêl) |
| Stellvertretung durch Christen? |
| Stellvertretung: Ein monastischer Blick |

Erfahrungen aus der Begegnung mit Menschen, in deren Leben Gott und Glauben nicht (mehr) vorkommen

| |
|------------------------|
| AKTUELLES PROJEKT |
| AKTUELLE STUDIE |
| KIRCHE ENTWICKELT SICH |
| TERMINE & BERICHTE |
| REZENSIONEN |
| Zu dieser Ausgabe |

„Heute ist Beten die größte Wohltat, die man der Welt erweisen kann“ (Madeleine Delbrêl)

Die Frage, ob und in welcher Weise Glaubende für andere, „für die Vielen“ stellvertretend eintreten und beispielsweise beten können, wird von Pastor Stefan Tausch aus der Perspektive der Citypastoral beantwortet. Dabei berichtet er von der Arbeit und geistlichen Grundhaltung im Katholischen Forum Dortmund, einer citypastoralen Einrichtung in Trägerschaft des Erzbistums Paderborn, und von seinen konkreten Erfahrungen damit, wie Menschen reagieren, wenn man ihnen sagt, dass man für sie beten wird.



Stefan Tausch ist Paderborner Diözesanpriester und leitet das Katholische Forum Dortmund, eine citypastorale Einrichtung in Trägerschaft des Erzbistums Paderborn.

Geradezu wie in einer programmatischen Präambel heißt es im alten Gotteslob von 1975 unter der Nummer 1: „In der Bibel gehört das Beten ganz selbstverständlich zum Leben, so selbstverständlich, dass es ursprünglich kein eigenes Wort dafür gegeben hat. Beten ist ein Rufen, Jubeln, Klagen, Bitten, Flehen, je nach der Situation des Menschen. Vielleicht sind manche Menschen dieser biblischen Art des Betens sehr nahe, ohne es zu wissen. Wenn sie in eine missliche Lage kommen, fangen sie an, sich gegen Gott aufzulehnen; wenn sie eine Zeitung lesen, fragen sie, wie Gott all das Leidvolle und Böse zulassen kann; und wenn sie glücklich sind, dann läuft ihnen das Herz über. [...] Der Christ hat nicht nur den Auftrag, für sich selbst zu beten; betend wird er zur Stimme der Kirche in der ganzen Welt. [...] Gott braucht mein Gebet nicht, aber mein Leben braucht das Gebet. [...] Gebet hat nicht die Absicht, die Welt aktiv zu verändern. Aber seine verwandelnde Kraft verändert den Menschen.“ In dieser Haltung versuchen wir im **Katholischen Forum Dortmund**, einer citypastoralen Einrichtung in Trägerschaft des Erzbistums Paderborn, das Leben der Menschen in der größten Stadt unserer Erzdiözese zu ‚durchbeten‘.

Dabei lassen wir uns in unterschiedlichen Begegnungsformen von menschlicher Not und Freude berühren. Neben der Vermittlung von Hilfen und Auskünften geht es im Rahmen unserer vielfältigen persönlichen und digitalen Kontakte bisweilen auch um das Thema Beten. So entwickeln sich nicht wenige Gespräche dahingehend, dass wir vom Hauptamtlichesteam, bestehend aus LaientheologInnen und einem Kleriker, Gebetsbegleitung ins Wort bringen, anbieten oder zusagen. Nachfolgend seien dazu einige konkrete Beispiele ‚aktiver Gebetszusagen‘ beschrieben.

Homepage: „Ihr Gebetsanliegen“

In der Rubrik ‚Seelsorge und Begleitung‘ laden wir die BesucherInnen unserer Homepage mit folgenden Worten zum Eintragen persönlicher Gebetsanliegen ein: „**Ihr Gebetsanliegen:** Sie möchten, dass wir für Sie oder in Ihren Anliegen beten? Gerne! Hinterlassen Sie im nachfolgenden Kontaktformular Ihr Gebetsanliegen. Wir nehmen es in unser tägliches Gebet auf.“

Jeden Maileingang bestätigen wir in einer persönlichen Rückmeldung und sagen unsere Gebetsbegleitung zu. Dieses Angebot wird bisher stetig, wenngleich in unregelmäßigen Abständen genutzt – von Menschen in der Nähe oder auch von außerhalb der Stadt lebenden Männern und Frauen.

Mobile Kirchenbank und ForumTaxi: „Wir nehmen Fahrt auf – gratis!“

Inspiziert vom Schriftwort „Steht auf und geht in die Stadt; dort wird euch gesagt werden, was ihr tun sollt!“ (vgl. Apg 9,6) fahren wir bei passender Witterung mit unserer **rollenden Kirchenbank** und **zwei Rikschas** in die Stadt. Auf den Straßen und Plätzen begegnen wir mit diesem niederschweligen Angebot direkt und indirekt, bewusst und unbewusst unzähligen Menschen. Selbstbewusst, aber nicht aufdringlich wagen wir uns als MissionarInnen in durchaus kirchenfremde, keinesfalls aber gottlose Räume und Straßen. Denn wer der Kirche oder wem die Kirche fremd ist oder fernsteht, muss keinesfalls gottlos sein:

„Wirklich, der HERR ist an diesem Ort und ich wusste es nicht“
(Gen 28,16b).

Zweckfrei, aber nicht sinnlos sind wir unterwegs. Ohne Werbeflyer. Durch unser Logo deutlich erkennbar und mit klarem Profil leitet und inspiriert unser Team das Schriftwort „Fürchtet euch nicht vor ihnen und lasst euch nicht erschrecken, heiligt vielmehr in eurem Herzen Christus, den Herrn! Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die euch erfüllt“ (1 Petr 3,14 f.). Immer wieder ergeben sich früher oder später völlig unterschiedliche wohlwollende und auch sehr kritische Gespräche über Gott und die Welt, weniger bis gar nicht über die Kirche. Dabei kommen wir mit unseren Gästen sehr oft – häufig über vermeintlich banale Aufhänger – mehr oder weniger intensiv über ihre Lebens- und Glaubensgeschichten, über die Fragen, Freuden und Sorgen ihres Alltags ins Gespräch. Nicht selten landen wir bei existentiellen Themen – unabhängig von Religion, Konfession, Parteibuch, Alter, Geschlecht, Beruf, Nationalität ... Immer wieder neu entwickelt sich dabei ein kürzerer oder auch längerer Gedankenaustausch. Dabei sind wir stets auch persönlich angefragt, be- und hinterfragt.

Dabei gilt bis heute, was die deutschen Bischöfe im Jahr 2004 anlässlich des Bonifatius-Jubiläumsjahres in ihrem [Missionshirtenbrief](#) so zu formulieren wussten: „Unsere nichtchristlichen Zeitgenossen erwarten keine frommen Ansprachen. Sie sind der großen Worte müde. Gefragt ist ein glaubwürdiges persönliches Wort von Mensch zu Mensch: Woraus lebe ich? Was lässt mich glauben und hoffen? Warum bin ich Christ, warum bleibe ich es? Dort, wo ein Christ jemanden in sein Leben, in sein Herz schauen lässt, da geschehen auch heute Wunder. Christen, die mitten im Lebensalltag geistliches Profil zeigen – unaufdringlich, aber erkennbar; selbstbewusst, aber demütig – lassen auch heute aufhorchen. Wir dürfen dem Evangelium unser Gesicht geben.“

Die sehr vielfältigen sowohl angenehmen als auch anstrengenden Gespräche auf Kirchenbank und Rikscha münden bei mir häufig in etwa folgende Zusagen ein, die sich – abhängig von Inhalt und Intensität, Person und Gesamtatmosphäre – nach einer gewissen Stufenleiter ‚staffeln‘:

- Offen und allgemein: „Ich werde eine Kerze für Sie anstecken.“
- Ein wenig konkreter: „Ich werde an Sie denken.“
- Direkter und deutlicher: „Ich werde beim Beten an Sie denken.“
- Immer häufiger auch ganz persönlich: „Ich bete für Sie.“

Nie erfuhr ich in solchen Situationen bisher Ablehnung, sondern eher Staunen, Rührung, Dankbarkeit, auch Verunsicherung – einhergehend mit bewegenden Reaktionen. Insbesondere an die direkt formulierte Gebetszusage schließt sich häufig eine intensivere Fortsetzung des Gesprächs über das Beten und Christsein an.

Umgekehrt höre ich, hören wir auf Rikschas und Kirchenbank nicht selten auch den Wunsch, dass Menschen um unterstützendes und begleitendes Gebet bzw. auch um die Segnung ihrer Person oder eines Gegenstandes bitten.

Fingerkreuz: „Halte mich – ich halte dich!“

Vor einigen Jahren entdeckte ich in einem Devotionaliengeschäft ein sog. ‚Fingerkreuz‘. Einen kleinen Handschmeichler, den ich seitdem in Seelsorge und Pastoral bei unterschiedlichen Anlässen einsetze und verschenke – u. a. auch in der Citypastoral. Dabei zitiere ich bisweilen folgende Gedanken aus dem zum Fingerkreuz gehörenden Informationsblatt: „Das Fingerkreuz ist ein greifbares Zeichen der Hilfe und des Trostes. Nehmen Sie dies Fingerkreuz in die Hand, probieren Sie die richtige Lage aus, legen Sie Ihre Finger um das Kreuz und schließen Sie Ihre Augen. Halten Sie es schweigend oder beim Gebet in der Hand, finden Sie Halt. Geben Sie es jemandem als wortloses Zeichen der Gemeinschaft und Liebe Christi in die Hand.“ Im Katholischen Forum arbeite ich mit diesem kleinen Holzkreuz bei unterschiedlichen Anlässen wie der Spendung des Beicht- oder Taufsakramentes, bei Begleit- und Beratungsgesprächen, bei Trauergesprächen und immer auch in niederschwelligem liturgischen Feiern anlässlich der Wiederaufnahme von ChristInnen in die katholische Kirche. Stets verbunden mit der markanten Einladung: „Halte mich – ich halte dich!“

Dieses kurze, nur fünf Worte umfassende Gebet ist in zweifacher Hinsicht dialogisch zu verstehen:

Wir ChristInnen dürfen uns diese Worte zunächst einmal von Jesus Christus zusagen lassen: „Halte Dich in Deinem Leben an mich, Christus – und zwar in guten und schlechten, in gesunden und kranken, in jungen und alten Tagen! Und wenn Du das tust, werde ich dich halten und

tragen. Ja, halte Kontakt zu mir und trage schöne genauso wie schwere Anliegen im Gebet zu mir. Ich werde Dich im Leben und Sterben halten und tragen, ich werde Dich trösten und begleiten. Ja, halte Dich an mich, und ich werde zu Dir halten und Dich stärken und beschützen – zwar nicht VOR Krankheit und Leid, aber IN schweren Zeiten werde ich Dich erhalten, sogar über den Tod hinaus.“

Umgekehrt dürfen wir dieses Wort von uns aus in allen Lebenssituationen an Christus richten und zu ihm rufen und flehen oder auch nur stammeln und stottern: „Halte und erhalte mich – so, wie ich dieses kleine Kreuz fest in meiner Hand halte! Ja, Christus, gib Du mir Rückhalt, wenn ich mit diesem kleinen Kreuz Halt suche bei Dir. Ja, Jesus, wenn nichts und niemand in diesem Leben mehr mich hält, dann halte ich mich an Dich. Darum meine Bitte: Halte mich – ich halte dich!“ Eine für mein Empfinden gelungene und buchstäblich handfeste Konkretisierung eines biblischen Pauluswortes: „Das Wort vom Kreuz ist denen, die verloren gehen, Torheit; uns aber, die gerettet werden, ist es Gottes Kraft“ (1 Kor 1,18).

„Betet ohne Unterlass“ (1 Thess 5,17)

„Es ist wahr, man kann heute nicht mehr beten wie früher, es sei denn, man wäre in einem Kloster oder in einer bestimmten außergewöhnlichen Lebenslage. Doch folgt daraus keineswegs, dass man nicht mehr beten soll; man wird anders beten müssen, und dieses ‚Anders‘ gilt es zu entdecken.“ Die französische Mystikerin Madeleine Delbrêl bringt es angesichts dieser sich wandelnden Umstände auf den Punkt: „Unter den allgemeinen Bedingungen, die die heutige Zeit dem Gebet auferlegt, ist die fühlbarste, die auffälligste, dass Ort und Zeit knapp werden [...]“ Im Rahmen unserer Möglichkeiten probieren und entdecken wir dieses ‚Anders-Beten‘ mehr und mehr:

Zum einen feiern wir am Samstagabend in der Dortmunder Propsteikirche unseren [ForumGottesdienst](#) auch in den aktuellen Intentionen. In anonymisierter Form werden die uns aufgetragenen Gebetswünsche innerhalb dieser wöchentlichen Eucharistiefeyer in den Fürbitten, im Hochgebet oder auch im Schlussegenswort gebracht und der versammelten Gemeinde ins Bewusstsein gerufen. Auf diese Weise wächst eine ‚stellvertretende Gebetsgemeinschaft‘ der anwesenden Gottesdienstgemeinde mit den um Gebetsbegleitung Bittenden.

Außerdem beginnen wir unser wöchentliches Teamgespräch mit einer gemeinsamen stillen fünfminütigen Gebetszeit in den uns anvertrauten Anliegen. Dabei verweist die brennende Kerze in unserer Mitte auf die Gegenwart Gottes und all jener Menschen, die uns ihre Anliegen anvertraut haben.

Darüber hinaus integriere ich die Gebetsanliegen in mein priesterliches Stundengebet.

„Einer sät und ein anderer erntet“ (Joh 4,37)

„Was bringt das? Was bleibt am Ende davon übrig? Kommen dadurch mehr Leute in die Kirche zum Gottesdienst? Engagieren sich dadurch mehr Personen im Katholischen Forum? Oder ist das alles letztlich einzig Aktionismus, Happening und Event? Beten? Stellvertretend für andere beten? Wozu das Ganze? Was soll das?“ Mit Blick auf Sinn und Zweck, Wirksamkeit und Effektivität von Gebetsanliegen, ForumTaxi und Kirchenbank erreichen uns nicht selten solche oder ähnliche Fragen.

Meine Antwort lautet dann etwa wie folgt: „Tatsächlich begegnen wir den Menschen in persönlichen oder digitalen Kontakten und auf Bank und Rikscha in einer Haltung der Offenheit und Freiheit! Wir sind nicht angetrieben von offensivem oder gar aggressivem Missions- und Bekehrungseifer. Auch müssen und wollen wir keine so oder so aussehenden Statistiken vorlegen. Deswegen machen wir auch keine Werbung für unsere Gottesdienste und Veranstaltungen. Und konsequenterweise gibt es auch keine Flyer, sondern bei Bedarf einzig eine ForumPostkarte mit unseren Kontaktdaten. Viele unserer Gäste wollen und können uns das aufgrund anderer Erfahrungen zunächst nicht abnehmen. Weil es für sie zu schön ist, um wahr zu sein – noch dazu alles kostenlos ... Sobald ich bei meinem Gegenüber Offenheit und Vertrauen spüre, versuche ich meine Haltung in einem zweiten Anlauf ins Wort zu bringen – in der Regel erfolgreich. Dabei mache ich natürlich – allein aufgrund meiner für mich auf Rikscha und Kirchenbank selbstverständlichen Priesterkleidung – keinen Hehl aus meinem Glauben. Ich stehe zu meiner Kirche mit allem, was sie ausmacht. Ich stehe zu meinem für mich nach wie vor faszinierenden Priesterberuf. Ich akzeptiere allerdings gleichzeitig andere Standpunkte und Sichtweisen, und mögen sie mir noch so schräg erscheinen ... Auf diese Weise kommen wir oft gut und leicht ins Gespräch.“

Auf Rikschas und Kirchenbank ergeben sich meist einmalige Begegnun-

gen mit Menschen, so dass gilt: Erstkontakt gleich Letztkontakt. Dennoch kommt es nach dem lockeren Kennenlernen draußen auf der Straße bisweilen zu weiteren Treffen bzw. sogar zu häufigeren seelsorglichen Gesprächen in meinem ebenfalls mitten in der Dortmunder City gelegenen Büro. Andere finden aufgrund ihrer positiven Erfahrungen mit unseren niederschwelligen Angeboten tatsächlich auch einen neuen oder ersten Zugang zum Glauben, zur Kirche, zu Christus und besuchen jetzt mehr oder weniger regelmäßig die Gottesdienste des Katholischen Forums.

Mehr und mehr üben wir uns in der Haltung, die uns in unserer city-pastoralen Einrichtung quasi ins Stammbuch geschriebene Katholizität mit Leben zu füllen. Wir versuchen, den Menschen in Weite, Offenheit und Freiheit über reale oder vermeintliche Grenzen hinweg zu begegnen – sehr bewusst niederschwellig und ohne unterschwelligen Missionseifer. Natürlich haben wir nichts dagegen, wenn es sich anders fügt.

Zu jeder Zeit erlebe ich auch die meinem Eindruck nach flüchtigen Begegnungen und Smalltalks ohne für uns irgendwie erkennbare Früchte und Konsequenzen als gleichwertig. Im Vertrauen auf die biblischen Gleichnisse vom Wachsen der Saat (Mk 4,26–29) und vom Senfkorn (Mk 4,30–32) bin ich überzeugt von der Verheißung Jesu von der ‚großen Ernte‘ (vgl. Lk 10,2). Unabhängig von allen Bewertungen und Kriterien prägt, fasziniert und beflügelt mich dabei die folgende Schriftstelle: „Als Jesus von den Pharisäern gefragt wurde, wann das Reich Gottes komme, antwortete er: Das Reich Gottes kommt nicht so, dass man es beobachten könnte. Man kann auch nicht sagen: Seht, hier ist es! oder: Dort ist es! Denn siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch“ (Lk 17,20 f.).

„Gott einen Ort sichern“ (Madeleine Delbr el)

In Anlehnung an diese Verheißung Jesu gilt für mich unabhängig von Image und Zustand der real existierenden Kirche, was die deutschen Bischöfe im Jahr 2004 in ihrem Missionshirtenbrief schrieben: „Umbruchszeiten sind Gnadenzeiten. Sie bedeuten Abschied und Aufbruch, Trauerarbeit und Lust zur Innovation. Gott selbst ist es, der unsere Verhältnisse gründlich aufmischt, um uns auf Neuland zu locken wie Abraham, wie Mose, wie Bonifatius. Ja, wir haben eine Mission in unserem Land und weltweit. Darin sind wir unvertretbar. Haben wir doch mit dem Evangelium eine Botschaft, für die es in dieser Welt keine bessere Alternative gibt. Sie fordert uns heraus, selbst neu auf sie zu hören und sie in ihrer befreienden Kraft in das Gespräch mit unseren Zeitgenossen, mit den anderen Religionen und Völkern einzubringen.“

Dabei ist uns im Katholischen Forum Dortmund die französische Mystikerin Madeleine Delbr el (1904–1964) begeistert-begeisterndes Vorbild und ermutigende Schutzpatronin. Nach dem von ihr geprägten Imperativ ‚Gott einen Ort sichern‘ versuchen wir, in ihrem Geist mit Hilfe der ‚rollenden Medien‘ Rikschas und Kirchenbank bzw. auch mit dem Fingerkreuz im säkularisierten Milieu der größten Stadt des Ruhrgebietes den Glauben vorzuschlagen. Ohne Plan von Gott. Mit Mut. Voller Gottvertrauen. Mit Freude am Glauben. In tiefer Christusbeziehung. Ohne Berührungsängste. In der Banalität des Alltags. Insbesondere inspiriert und motiviert uns neben vielen anderen beeindruckenden Gedanken der ‚Mystikerin der Straße‘ ihr nachfolgend zitierter Text ‚Missionare am Ort‘:

„Oben an der großen Treppe zur Metro schauen wir, wir Missionare im Kostüm oder im Regenmantel, von Schritt zu Schritt zur Stoßzeit über eine Fläche von Menschenköpfen hin, ihre bebende Fläche, die auf die Öffnung des Tores wartet. Mützen, Hüte, Haare jeglicher Farbe. Hunderte von Köpfen. Hunderte von Seelen. Wir ganz oben.

Und weiter oben und überall: Gott.

Gott überall: aber wie viele wissen das? ...

Bald, nach der Ankunft, werden wir im Dunkeln in die freie Luft auftauchen und die Straße hinuntergehen, die uns nach Hause führt. Im Nebel, im Regen oder im Mondschein werden wir den Weg anderer Menschen kreuzen; wir werden hören, wie sie von Paketen, von Schmalz, von Geld, von Beförderung, von Angst, von Streit reden: nie, fast nie von dem, was unsere Liebe ist.

Rechts und links ganz schwarze Häuser mit kleinen Lichtstreifen, die uns sagen, dass es in all dieser Finsternis lebendige Menschen gibt. Was sie tun, wissen wir wohl: Sie bauen ihre zerbrechlichen Freuden; sie kauen an ihren langen Leiden, sie tun ein wenig Gutes und [begehen] eine Menge Sünden.

Wie wenig Licht gäbe es, wenn überall dort ein Lämpchen leuchten würde, wo jemand betet.

Ja, wir haben unsere Wüsten ..., und die Liebe führt uns hinein ...

Inmitten der Masse, Herz an Herz, zusammengedrängt zwischen so

vielen Leibern, auf unserer Sitzbank, wo uns drei Unbekannte Gesellschaft leisten, in der schwarzen Straße pulsiert unser Herz, wie wenn sich eine Faust um einen Vogel schließt.

Der Heilige Geist, der ganze Heilige Geist in unserem armen Herzen, die Liebe, so groß wie Gott, die in unserem Herzen schlägt wie das Meer, das sich mit aller Kraft befreien will, sich ausdehnen will, einströmen will in all diese undurchdringlichen und ausweglosen Wesen hinein.

Alle Straßen können wir durchkämmen, in allen U-Bahnen sitzen, alle Treppen hochsteigen, den Herrn überallhin tragen: es wird doch irgendwo eine Seele geben, die ihre menschliche Zerbrechlichkeit angesichts der Gnade Gottes bewahrt hat, eine Seele, die vergessen hat, sich in Gold oder Zement zu panzern.

Und dann beten, beten, wie man inmitten der anderen Wüsten betet, beten für all diese Menschen, die uns, die Gott so nahe sind.

Wüste der Massen. In die Masse eintauchen wie in den weißen Sand. Wüste der Massen, Wüste der Liebe ...

Wird sie, diese Liebe, die uns bewohnt, die in uns aufbricht, uns nicht umwandeln?

Herr, Herr, lass wenigstens die Kruste, die mich bedeckt, kein Hindernis für dich sein. Geh durch.

Meine Augen, meine Hände, mein Mund sind dein.

Diese so traurige Frau mir gegenüber: hier ist mein Mund, damit du ihr zulächelst.

Dieses Kind, das vor lauter Bleichsein grau ist: hier meine Augen, damit du es anschaust.

Dieser so müde, so müde Mann: hier ist mein Leib, damit du ihm meinen Platz gibst und meine Stimme, um ihm leise zu sagen: „Setzen Sie sich.“

Dieser so eingebilddete, so dumme, so harte Bursche: hier ist mein Herz, damit du ihn liebst, stärker, als er je geliebt wurde.

Missionen in der Wüste, Missionen, die nicht fehlschlagen, Missionen, die gesichert sind, in denen man Gott mitten in der Welt aussät, in der Gewissheit, dass er irgendwo keimen wird.

Denn: „Wo keine Liebe ist, pflanzt Liebe, und ihr werdet Liebe ernten.“

(zitiert nach Schleinzer 2017, 232–234)

Literatur

Bischöfe Deutschlands und Österreichs und der Bistümer Bozen–Brixen und Lüttich, Gotteslob. Katholisches Gebet- und Gesangbuch mit dem Anhang für das Erzbistum Paderborn, Paderborn 1975.

[Der missionarische Auftrag der Kirche. Gemeinsamer Hirtenbrief der deutschen Bischöfe anlässlich des Bonifatius-Jubiläums 2004, Fulda 2004](#) (abgerufen am 1.7.2021).

Nürnberg, Rosemarie, Anders beten. Impulse von Madeleine Delbrél, München 2015.

Schleinzer, Annette, Madeleine Delbrél – Prophetin einer Kirche im Aufbruch. Impulse für Realisten, München 2017.

AUSGABE 2 | 2021

Editorial

- Stellvertretung**
- Weil niemand allein leben kann
- Biblische Schlaglichter auf die Frage der Stellvertretung
- Stellvertretung als theologische Grundkategorie im Horizont einer missionarischen Kirche
- Für alle, weil für wenige?
- Stellvertreterreligion als Modell der Zukunft der Kirche in Europa?
- Solidarität zwischen Gott und den Menschen
- „Heute ist Beten die größte Wohltat, die man der Welt erweisen kann“ (Madeleine Delbröl)
- Stellvertretung durch Christen?
- Stellvertretung: Ein monastischer Blick

Erfahrungen aus der Begegnung mit Menschen, in deren Leben Gott und Glauben nicht (mehr) vorkommen

- AKTUELLES PROJEKT
- AKTUELLE STUDIE
- KIRCHE ENTWICKELT SICH
- TERMINE & BERICHTE
- REZENSIONEN

Zu dieser Ausgabe

Stellvertretung durch Christen?

Die Meinung eines säkularen Menschen

Wie kommt der Gedanke der Stellvertretung der christlichen Existenz und des christlichen Gottesdienstes und Gebets bei Menschen an, die sich selbst als nicht glaubend verstehen? Die Redaktion von euangel hat Michael Matthes gebeten, dazu kurz Stellung zu nehmen.

Gern nehme ich das Angebot an, als säkularer Mensch auf die Gedanken einer Stellvertretung von Christen für andere zu antworten. Ich habe die Beiträge von Andreas Odenthal und Stefan Tausch, die in dieser Ausgabe enthalten sind, zur vorherigen Lektüre erhalten mit der Bitte, mich dazu zu positionieren.

Zunächst zu meinem Hintergrund: Ich bin in Sachsen geboren und aufgewachsen, lebe aber schon lange in Erfurt. Ich stamme aus einer evangelischen Familie, die ihren Glauben sehr wenig praktiziert hat. In den 90er Jahren trat ich dann aus der Kirche aus. Denn mir wurde immer klarer: Ich bin ein durch und durch säkularer, nicht-religiöser und weltlich denkender als auch fühlender Mensch. Transzendenz und Spiritualität, d. h. die Akzeptanz der Möglichkeit, dass die Grenzen von Erfahrung und des Bewusstseins im Diesseits auch einmal überschritten werden können bzw. müssen, sind mir völlig fremd.

An die Existenz eines Gottes kann ich nicht glauben. Auch deshalb: Warum hat ein Gott nicht eingegriffen, als Hitler Millionen von Menschen ermorden ließ? Warum kommen Kinder bei Erdbeben ums Leben? Deshalb ist es mir auch nicht möglich zu beten.

Ich möchte dazu eine kleine Begebenheit berichten: Ein Hotel in Kandersteg in der Schweiz. Nach einer wunderbaren Wandertour sitze ich in der Gaststube und bestelle etwas zu essen. Ein paar Tische weiter sehe ich einen älteren Mann. Er betet vor dem Essen. Ich glaube nicht an einen Gott, Beten kommt mir nicht in den Sinn. Aber der Anblick fasziniert mich. Bei dem vielen Hunger auf der Welt ist etwas Demut vor dem Essen, das Bewusstwerden, dass es uns gut geht, natürlich hilfreich.

Aber dann kommen mir Zweifel: Wenn ich Gott für mein Essen danke, dann steht auch die Möglichkeit im Raum, dass ich nichts zu essen hätte. So wie es anderen Menschen geht, die tatsächlich hungern. Wenn aber die einen etwas zu essen haben, die anderen nicht und ich Gott dafür danke, dass ich etwas zu essen habe, dann akzeptiere ich, dass Gott eine Auswahl trifft. Mit dem Gebet akzeptiere ich, dass Gott dem einen etwas gibt, dem anderen nicht. Deshalb kann ich nicht beten, nicht mit Gott sprechen, ihm meine Sorgen und Ängste mitteilen, ihn nicht um Vergebung bitten oder ihm danken.

Aber können (dürfen) andere Menschen für mich beten? Natürlich ist es schön, wenn Menschen für ihre Mitmenschen etwas Gutes tun wollen. Und natürlich hat jedermann die Freiheit, für andere zu beten, andere in ein Gebet einzubeziehen. Es gibt Menschen, die wohlmeinend für mich beten (wollen), die mir und der Welt Gutes wünschen. Die mir Gottes Segen wünschen. Ich bin zwar überzeugt, dass dieser Gott in mein Leben nicht eingreifen kann, aber ich verstehe die liebevolle Zuwendung.

Das „Für-andere-beten-Wollen“ hat aber auch etwas von Indoktrination, von Beeinflussung zur Bildung einer bestimmten Meinung oder Einstellung. Die Gefahr, dass der Betende zu wissen meint, was ich brauche, ist groß. Insbesondere konservative Christen könnten für mich beten in einem Sinn, der mir zuwider ist. Häufig wird z. B. auf die geistige Entwurzelung und Orientierungslosigkeit der Menschen (in der westlichen Welt) verwiesen. Als Beweis kommt schon einmal die mehrheitliche Zustimmung zum BGH-Urteil über die Sterbehilfe ins Gespräch. Ich möchte ausdrücklich nicht, dass im Gebet eine solche angebliche Entwurzelung und Orientierungslosigkeit anderer – also offenbar auch von mir – „vor Gott“ gebracht wird. Die Gefahr ist groß, dass bestimmte Menschen dabei „benutzt“ und als Mängelwesen



Michael Matthes war städtischer Verkehrsplaner in Erfurt und befindet sich im Ruhestand. Er bezeichnet sich als säkularen Menschen, ist gleichwohl sehr interessiert an Fragen von Weltanschauungen und Religionen und deren gesellschaftlichen und politischen Auswirkungen. Er ist Mit-Initiator eines säkular-religiösen Stammtisches in Erfurt.

gesehen werden, eventuell, damit man sich selbst als Christ besser fühlen kann als sie?

In einem Blog habe ich diese Sätze gefunden: „Meistens wissen die anderen gar nicht, wie leidenschaftlich wir für sie beten. Das Gebet für andere ist eine ganz besondere Art der Liebe. Ich stehe für andere Menschen ein, kämpfe für sie. Ich investiere mein Herz und meine Zeit, damit Gott in ihre Situation eingreift.“ Ich möchte ausdrücklich nicht, dass in dieser Art für mich gebetet wird.

Und: Wie würden wir reagieren, wenn das gleiche Angebot aus konservativ-islamischer Richtung käme? Die Gefahr einer Abqualifizierung Andersdenkender und einer spirituellen „Vereinnahmung“ oder „Heimholung“ ist nicht von der Hand zu weisen.

Im Folgenden beziehe ich mich auf den Text von Andreas Odenthal. Ich gestehe, dass ich mit vielen der Gedanken in seinem Beitrag nur sehr wenig anfangen kann. „Wenn die Kirche Gottesdienst feiert, dann steht sie in Solidarität mit der ganzen Welt vor Gott.“ Und: „Es ist die Universalität der Liebe Gottes, die die Kirche stellvertretend in ihrem Gottesdienst feiert, nicht nur für die versammelte Gemeinde, sondern für eine ganze Welt, das heißt: anstelle und zugunsten aller Menschen.“

Wie können heute in Kenntnis z. B. des Missbrauchsskandals solche Sätze formuliert werden? In Kenntnis einer Ablehnung der Homosexualität in weiten Teilen der Weltkirche? In Kenntnis der Unterstützung grauenhafter Praktiken der Militärdiktaturen in Portugal und Südamerika in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auch durch kirchliche Akteure? Wo bleibt die Solidarität mit den Opfern? Diese Sätze empfinde ich als eine Anmaßung. Die Kirche kann gar nicht stellvertretend die Liebe Gottes feiern!

Die Geschichte der Menschheit ist auch eine Geschichte der Grausamkeiten. Die Kirche war an diesen Grausamkeiten beteiligt (z. B. die Plünderung Südamerikas) und hat eigene hinzugefügt (z. B. Folter für Blasphemie). Es gibt also in Kenntnis der geschichtlichen Zusammenhänge keinen Grund, die katholische Kirche als moralische Institution anzuerkennen. Natürlich denken und handeln heute viele Vertreter dieser Kirche ganz anders. Aber eben noch lange nicht alle!

Deshalb: Der katholischen Kirche spreche ich das Recht ab, für mich im Gottesdienst zu beten. Wohlwollende, liebende Menschen, die mich in keiner Weise beeinflussen wollen, die mein Wollen respektieren, dürfen dies sehr gern.

Und abschließend: „Trotz der unzähligen Erfahrungen von Lieblosigkeit, Hass und Gewalt [...] lässt Gott sich [...] nicht schachmatt setzen“ (Andreas Odenthal).

Ich möchte diesen Gott, auch wenn es ihn nicht gibt, anschreien: Warum tust du nichts?

AUSGABE 2 | 2021

Editorial

Stellvertretung

Weil niemand allein leben kann

Biblische Schlaglichter auf die Frage der Stellvertretung

Stellvertretung als theologische Grundkategorie im Horizont einer missionarischen Kirche

Für alle, weil für wenige?

Stellvertreterreligion als Modell der Zukunft der Kirche in Europa?

Solidarität zwischen Gott und den Menschen

„Heute ist Beten die größte Wohltat, die man der Welt erweisen kann“ (Madeleine Delbröl)

Stellvertretung durch Christen?

Stellvertretung: Ein monastischer Blick

Erfahrungen aus der Begegnung mit Menschen, in deren Leben Gott und Glauben nicht (mehr) vorkommen

AKTUELLES PROJEKT

AKTUELLE STUDIE

KIRCHE ENTWICKELT SICH

TERMINE & BERICHTE

REZENSIONEN

Zu dieser Ausgabe

Stellvertretung: Ein monastischer Blick

Sr. M. Sandra Gelbe zeigt Stellvertretung als theologische, spirituelle und praktische Grundfigur auf verschiedenen Ebenen des klösterlichen Lebens und Selbstverständnisses in Helfta, einem Ortsteil von Lutherstadt Eisleben in Sachsen-Anhalt. Die ursprüngliche Gründung eines Zisterzienserinnen-Klosters im 13. Jahrhundert wurde im Gefolge der Reformation aufgelöst; nach der Wiedervereinigung wurde das Kloster wieder aufgebaut und 1999 als selbstständiges Priorat wiederbelebt. Laut dem Zensus von 2011 gehören 82,4 % der Bevölkerung Eislebens keiner öffentlich-rechtlichen Religionsgemeinschaft an.

Vor einigen Monaten las ich in einer Kirchenzeitung eine Anekdote: Die Vorsteherin eines Klosters stellte sich bei einer Papstaudienz dem Pontifex mit den Worten „Ich bin die Oberin der Heiligen Dreifaltigkeit“ vor und bekam zur Antwort: „Angenehm, ich bin nur der Stellvertreter vom Sohn.“ In diesem kurzen Dialog kommt schon eine wesentliche Facette von Stellvertretung zur Sprache, nämlich das Rollenverständnis. Gerade innerhalb der Kirche gibt es eigentlich nur Stellvertreter, wie der obige Dialog eindrucksvoll pointiert.

Christus, der dienende Hohepriester, ist der eigentlich Handelnde

Nur der, der dem Satan in der Versuchungsgeschichte zu sagen vermochte: „Vor dem Herrn, deinem Gott, sollst du dich niederwerfen und ihm allein dienen“ (Lk 4,8), der, von dem der Hebräerbrief sagt: „Wir haben einen solchen Hohepriester, der sich zur Rechten des Thrones der Majestät im Himmel gesetzt hat, als Diener des Heiligtums und des wahren Zelttes, das der Herr selbst aufgeschlagen hat, nicht ein Mensch“ (Hebr 8,1.2), dieser ist es, der auch sagen kann: „Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf Erden.“ Ihm ist sie gegeben. Er hat sie sich nicht genommen, sagt er doch: „Von mir selbst aus kann ich nichts tun; ich richte, wie ich es vom Vater höre, und mein Gericht ist gerecht, weil es mir nicht um meinen Willen geht, sondern um den Willen dessen, der mich gesandt hat“ (Joh 5,30). Schon zuvor hatte er gesagt: „Er [der Vater] hat das Gericht ganz dem Sohn übertragen, damit alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren. Wer den Sohn nicht ehrt, ehrt auch den Vater nicht, der ihn gesandt hat“ (Joh 5,22b.23). Seiner Lehre folgen wir, in seinen Fußspuren gehen wir, und damit dienen wir an seiner statt dem Vater nach dem Vorbild des Sohnes. Wenn wir das tun, dann sind wir nicht für uns da, sondern für das Werk Gottes, zu dem er uns geschaffen hat, dann geben wir als diejenigen, die „Christus als Gewand angelegt“ (Gal 3,27) haben, diesem Christus die Gelegenheit, in und durch uns zu wirken.

Stellvertretung ist gute Verwaltung

Zu einem Stellvertreter gehört es *per definitionem*, dass es einen Größeren gibt, den er anerkennt und dessen Willen er mit seinen Fähigkeiten und gegebenen Möglichkeiten umzusetzen versucht. Ein Stellvertreter ist also ein guter Verwalter der ihm anvertrauten Güter im Sinne des Talentengleichnisses in Mt 25,14-30. Dabei ist das Stichwort *gut* (im Schrifttext heißt es *tüchtig und treu*) nicht zu überlesen oder geringzuschätzen. Wer einen anvertrauten Dienst nur verwaltet, tut in biblischem Sinn nicht das, was von einem guten Verwalter erwartet wird. Substanzwahrung ist zumeist eine Funktion der Angst, die durch Vermeidung Schäden setzen kann. Es geht auch nicht um das glatte Gegenteil, sich „aus dem Fenster zu lehnen“, als wäre alles möglich, weil man am Ende den Kopf dafür nicht hinzuhalten braucht. Das wäre verantwortungslos. Stellvertretung, christlich gedacht, macht aber nicht vor Oberen in Chefvertreterpositionen halt. In einem gewissen Maß geht sie jeden an. Denn mit der Taufe ist jeder Christ zur gleichen Würde der Gotteskindschaft berufen (vgl. 1 Kor 12,13). Für die Gestaltung seines Lebens im Hinblick auf die christliche Zukunftsvision trägt jeder Mensch an seinem von Gott gegebenen Platz immer die Verantwortung. Ihm in uns immer mehr Raum zu geben, damit das schon begonnene Gottesreich sichtbar wird, ist unsere Berufung, ob nun im oder vor dem Kloster.



Schwester M. Sandra Gelbe OCist ist Zisterzienserin. Sie stammt aus Geismar im Eichsfeld, hat Medizin studiert, lebt seit 2014 im Kloster Helfta und hat 2020 die ewige Profess abgelegt.

Das Kloster als Vorgeschmack des Paradieses

Doch wofür steht ein Kloster? Zisterzienserklöster wollten immer paradiesische Orte sein, Abbilder jener besseren Welt, also der stellvertretende Vorgeschmack einer ersehnten künftigen Herrlichkeit. Schon rein äußerlich haben unsere alten Klöster viel Symbolik der Heiligen Schrift aufgenommen. Man lese nur die biblischen Beschreibungen vom Paradiesgarten und von der himmlischen Stadt Jerusalem und vergleiche sie mit der gewählten Lage und den baulichen Elementen eines Klosters. Da ist der Kreuzgarten mit dem Kreuzgang, in der Mitte ein Brunnen – Anspielungen auf den Paradiesgarten einerseits mit dem Strom, der sich in die vier Hauptflüsse teilt (vgl. Gen 2,10-14; Ps 46,5), die ummauerte Anlage als Verweis auf die himmlische Stadt in Offb 21,12. Die Lage der Gründungen am Wasser als Verheißung von Psalm 23, die Gestaltung der Kirche als Zentrum und Heiligtum (vgl. die Anweisungen zum Bau des Offenbarungszeltes und des Tempels im Buch Exodus und im ersten Buch der Könige). Entsprechend hochmittelalterlicher Baupraxis sind unsere alten Kirchen geostet. Auch darin zeigt sich, wohin wir uns orientieren wollen: „Der Aufgang aller Aufgänge regiert das All“, sagte einst der Pseudo-Hippolyt von Rom in einer Osterpredigt und meinte damit Christus. Die Wirkung des Lichts, das sich die Zisterzienser baulich zunutze machten, spiegelt die Verbundenheit mit der Schöpfung. Und dann ist da noch die Ursprungsintention eines Lebens in Gemeinschaft nach dem Vorbild der Urkirche, die Praxis der Caritas im Sinne von 2 Kor 8,8, die Eingang in die normativen Dokumente unseres Ordens gefunden hat. So ist es auch nicht ein einzelner Mönch gewesen, der den Orden gegründet hat, sondern eine Mönchsgemeinschaft, die ihr Werden unter der Ägide dreier Gründerväter (Robert von Molesme, † 1111, Alberich, † 1109, und Stephan Harding, † 1134; d. Red.) benennt.

Wohnung des Wortes und Vorbild des Künftigen

Auch ist da die zisterziensische Marienverehrung, die einen inkarnatorischen Schwerpunkt hat, die Maria als den Tempel des Wortes sieht. So wie es die Kirchenväter Athanasius (De incarnatione verbi) und Ambrosius (Expositio secundum Lucam) dargelegt haben, so ziehen auch die Zisterzienser die Verbindungslinie vom sichtbaren Tempel, dem Gotteshaus, in dem sie das Wort Gottes aufnehmen, zum inneren Tempel des Herzens, um dem Wort eine Wohnung in sich selbst anzubieten. In all dem wird vielleicht deutlich, in welcher Dimension sich die Gründergemeinschaft unseres Ordens die Stellvertreterexistenz auf die Fahnen geschrieben hat.

Natürlich ist Zisterzienserleben heute nicht mehr mit jenem der Agrargesellschaft des 12. Jahrhunderts zu vergleichen. Wir leben in dieser gegenwärtigen Welt mit ihren Gegebenheiten und Erfordernissen. Auch die Adaptation an die jeweilige Gegenwart ist Ausdruck unserer gelebten Armut, nichts festzuhalten, was nicht im reinen Sinne dem skizzierten Charisma mit seiner Ursprungsintention dient, „den vornehmsten Weg zu gehen, der die Liebe ist“ (Bernhard von Clairvaux). Insofern sind wir keine Museumsentität, kein Relikt einer vergangenen Zeit, sondern ganz und gar heutige Menschen, dieser heutigen Gesellschaft entstammend, präsent, um das Lebensangebot Christi unter Wahrung unserer monastischen Werte fortzuführen. Wir wollen auch heute noch mit unserem Sein und unseren Wohnstätten ein Vorbild des Künftigen sein. Als geladene Himmelsbürger versuchen wir, dieses in der Taufe ergangene Geschenk zu vermitteln, eingedenk, dass jede von uns, solange sie in dieser Welt lebt, auch mit den eigenen Schwächen zu ringen hat. Christus hat nicht das Perfekte erwählt, sondern das Schwache (vgl. 1 Kor 1,27). Wir stehen also für etwas, was uns übersteigt, was wir mit uns selbst nicht ausfüllen können, und wir dürfen doch erfahren, dass es geht, trotz allem, was vielleicht manchmal wackelt, ängstigt oder besorgt. Wir legen einfach unsere kleinen Möglichkeiten zu dem dazu, was alle täglich geben wie die Witwe das Scherflein (Lk 21,1-4). Und es ist immer wieder spannend, was daraus entsteht. Unser Leben ist das Wagnis einer großen Hoffnung auf eine gewaltige Zukunft mit der Gewissheit im Rücken, dass es unzählige Menschen gab, die diesen Weg vor uns gingen – ja, deren Vorausgehen uns nachgezogen hat, die bewiesen haben, dass der Weg gangbar ist.

Stellvertretung: Verstärkung, nicht Ersetzung

Es ist wahr: Wir wollen locken und faszinieren, jedoch nicht auf billige Weise. Unser Leben hat Tiefe zu bieten und große Gestalten hervorgebracht. Und wenn sich jemand zu uns aufmacht, um ein Stückchen Himmel auf der Erde zu tanken, dann versteht er ein wenig unsere Intention, so zu leben. Unsere Gäste feiern mit uns das Stundengebet und die Eucharistie, lassen sich – wie wir – darin in ihrer konkreten Lebenssituation ansprechen und tragen das Gehörte und Erfahrene in ihre Familien und Freundeskreise. Sie wirken dort als kleine Paradies-

inseln stellvertretend fort, während wir uns nicht vom Fleck bewegen. Wir nehmen die konkreten Anliegen und Nöte auf, die Menschen uns zutragen, wir stimmen in den Fürbitten wie im persönlichen Gebet ein in das Bitten der Kirche und ihrer Glieder. Aber wir ersetzen die Bittsteller nicht, wir verstärken ihr Tun quasi als eine Multiplikation des Betens, so wie jemand jemandem zur Hand geht und im unterstützenden Mittun ein Werk zum Erfolg führt. So wie Christus sich für uns gab, so verwenden wir uns nach unseren Möglichkeiten für unsere Mitmenschen und die Kirche. Christus lehrte die Jünger zu beten und sagte klar, dass der Bittende empfängt (vgl. Mt 7,7). Es wäre doch fatal, dieses Angebot göttlicher Gebetserhörung nicht auszuschöpfen, auch dann, wenn uns das Ergebnis unseres Betens nicht zugetragen wird oder es erfolglos scheint. Es ist ja nicht der Sinn unseres Betens, Erfolge aufzulisten, sondern dem Werden des Gottesreiches zu dienen. Unser Sein ist auf dieser Ebene ein unentgeltlicher Dienst. Unser Leben ist ortsbeständige Mission.

Authentisches Christsein ist ein Keim des Neuen

Nun kann man die irdische Zukunft des Ordenslebens durchaus hart anfragen. Von der Altersstruktur können wir uns hier in Helfta noch nicht beklagen. Ich persönlich weigere mich auch, in der Schließung von Klöstern den Untergang dieser Lebensform zu sehen. Es ist vielleicht ein Ende an einem konkreten Ort, das schließt aber doch nicht den Aufbruch an einem anderen aus. Immer hat es Menschen gegeben, die in besonderer Weise geistlich lebten. Und immer wieder gab es Zeiten, in denen gesellschaftliche Strömungen und Moden andere Impulse setzten, die die Religiosität auch supprimierten. Das Christentum hat die Wirren der Zeit seit zwei Jahrtausenden überlebt. Und: Eigentlich waren es nicht die Verfolgungszeiten, die der Kirche Schaden zufügten, sondern diejenigen, in denen die Religionszugehörigkeit so normal und alltäglich war, dass darüber das Christsein auf der Strecke blieb. Solange an irgendeinem Ort in irgendeinem Land, vielleicht am ‚Ende‘ der Welt, auch nur noch ein einziger Christ lebt, und dieser sein Christsein authentisch lebt, liegt in ihm der Keim zum Neuanfang. Nicht wir lenken und leiten die Kirche, sondern Christus. Er lässt wachsen, wir begießen nur (vgl. 1 Kor 3,7). Wir haben es nicht nötig, an Untergang zu denken, weder als Christen noch als Ordensleute. Unser jeweils individueller irdischer Untergang ist, so hoffen wir, der Beginn einer wunderbaren Zukunft. Wir leben für diese Zukunft, und wenn wir das glaubwürdig tun, haben wir alles getan, was wir schuldig sind (vgl. Lk 17,10). Die Geschichte zeigt, dass es oft nicht die großen Macher waren, die Kirche sichtbar werden ließen, sondern die Kleinen, die durch ihre Glaubwürdigkeit und ihre Treue den Fortbestand sicherten. So wurde durch das uneigennützig Zeugnis einfacher Christen einst aus einem Soldaten namens Pachomius der große heilige Mönchsvater.

Mystische Frauenspiritualität in Kloster Helfta

Wir sind mit 21 Jahren ein noch recht junges Kloster, das aber durch die Besiedlung gerade dieses Ortes ein verantwortungsvolles Erbe angetreten hat. Gehen wir doch an diesem Ort in den Fußstapfen dreier großer Mystikerinnen, die unsere Kirche geprägt und gestaltet haben (Mechthild von Magdeburg, Gertrud von Helfta, Mechthild von Hackeborn; d. Red.). Stellvertretung ist auch dies. Viele Gäste suchen uns auf, weil sie auf den Spuren der Spiritualität dieser Frauen sind, an deren Platz nun wir das Gebetsleben hier vollziehen. Sie sind jene, die ihr Leben schon vollendet haben, die Nachfolge auf besondere Art vermitteln. Eigentlich sind sie es, die locken, nicht wir, wenn auch unsere Präsenz hier eine offene Einladung ist und sein soll.

Füreinander einstehen und einander ergänzen als Schwestern und Brüder

Wie nun kann man Stellvertretung noch konkreter verstehen? „Bin ich denn der Hüter meines Bruders?“ (Gen 4,9). Auch dies ist meiner Meinung nach eine Frage, die etwas mit Stellvertretung zu tun hat. Menschliches Leben in Familie, Gemeinschaft und Gesellschaft funktioniert nicht, wenn wir nicht bereit sind, einander zu ergänzen. Wie problematisch diese Komponente von Seinlassen, aber auch einem Zur-Hand-Gehen, wo es nottut, ist, zeigt schon der erste Brudermord in der Genesis. Stellvertretung kann bedeuten, überbrückend Dinge zu tun, die jemand z. B. aus Krankheitsgründen vorübergehend nicht selbst erledigen kann. Wie vielfältig in diesem Punkt die Optionen von Stellvertretung sind, obliegt der Fantasie eines jeden einzelnen Menschen. Und auch hier geht es um mehr, als an dem Platz eines anderen zu stehen und dessen Werk vertretungsweise zu tun. Unerlässlich ist der Respekt vor dem Tun des zu vertretenden Menschen. Vielleicht sollte man es Wertschätzung nennen. Es ist nicht nur von Bedeutung, einem Menschen einen Liebesdienst zu erweisen, es geht auch um die Qualität eines solchen Dienstes. Was tue ich einem Menschen an, wenn ich

etwas, das er delegieren muss, weil er gerade verhindert ist, in einer Form übernehme und ausführe, die nicht der Intention dieses Menschen entspricht? Wie geht es mir selbst, wenn ich an solch einen Menschen gerate? Ein Beispiel möge das illustrieren. Stellen Sie sich einen Operationssaal vor. Bekanntlich steht jedem Arbeitnehmer eine gesetzlich vorgeschriebene Pause zu. Es erhellt sich von selbst, dass diese Regelung gerade bei stundenlangen Operationen einen passageren Personalaustausch notwendig macht. Da ist ein Mensch unter Narkose, für dessen Wohl ein ganzes Team die gemeinsame Verantwortung trägt. Wie verhält es sich da mit einer Stellvertretung? Wer wäre der Leidtragende, wenn der vertretende Arzt – einmal hypothetisch – die Vorgehensweise seines kompetenten Vorgängers untergräbt und in dieser kurzen Zeit zu ändern versuchte, was nur zu ändern ginge? Aus der Perspektive des Patienten dürfte eine stellvertretende Kompetenz auch darin liegen, die Technik fortzuführen, die der Vorgänger begann. Neben dem Stichwort Verantwortung kommt hier also nun noch ein weiteres Wort ins Spiel: Vertrauen. Und noch etwas spielt hier mit hinein: Verlässlichkeit und Partnerschaft. Eine Gemeinschaft, welcher Art auch immer, kann nicht funktionieren, wenn man nicht aufeinander zählen kann. Im Kloster sind da die Dienste zu nennen, von denen erwartet werden darf, dass sie gewissenhaft erledigt werden. Arbeitsteilung schafft Abhängigkeiten. Wenn es in einem Bereich zu Störungen kommt, dann versucht die Oberin, dies durch Hilfe aus anderen Bereichen zu kompensieren. Das setzt die Bereitschaft der Verfügbarkeit voraus, die wir im Gehorsam gelobt haben. Wäre das nicht so und die Schwester, die den Dienst der Wäscherei versieht, fiele aus, würde es knapp mit der Kleidung, fiele die Köchin aus, gäbe es nichts zu essen. Je kleiner eine Gemeinschaft ist, umso größere Flexibilität ist nötig, um in unserem stellvertretenden geistlichen Dienst für die Welt trotz all der kleinen Alltagserfordernisse funktionsfähig zu sein. Je besser dieses Sich-Ergänzen funktioniert und von allen engagiert mitgetragen wird, umso einheitlicher wird die äußere Wahrnehmung der Gemeinschaft, umso sichtbarer die Lebensintention. Doch auch dies ist wahr: Ein Kloster ist nach dem heiligen Benedikt eine Schule, also ein Ort, an dem wir uns mit unseren Stärken und Schwächen in ein solches Idealbild immer wieder einüben dürfen. Jeder Tag ist eine neue Chance dazu.

Stellvertretung wird in verlässlicher Partnerschaft sichtbar

Stellvertretung im Sinne von Verlässlichkeit und Partnerschaft ist auch die Ebene unseres Angebotes an die Welt, konkret unserer Einbindung in die Ortskirche, die Ortsgemeinde, die Ökumene vor Ort, in den Austausch mit regionalen Handelspartnern. Über unsere weltlichen Kontakte im wirtschaftlichen und administrativen Sinn wird unsere Lebensart und Hoffnung sichtbar. Ohne dieses Miteinander, die Unterstützung vieler, die Wertschätzung unserer Produkte, z. B. aus unserer Seifenmanufaktur, die ein Annehmen unseres arbeitenden Einsatzes darstellen, würde ein Kloster nicht existieren können. Zur Palette unserer Beziehungen gehören regelmäßig gemeinsam gefeierte Gottesdienste mit der Ortsgemeinde, gegenseitige Besuche und ökumenische Veranstaltungen, gemeinsame Planung von Projekten, vielfältige Kontakte durch Gästehaus und Klosterladen und eine große Nachfrage nach Plätzen in unserem Montessori-Kinderhaus, einer Einrichtung, die auch von Nichtglaubenden angenommen wird. Wir haben eine gute Zusammenarbeit mit dem Kolpingwerk Hettstedt, unterstützen, wo es möglich ist, die Lebenshilfe mit Aufträgen, haben Beziehungen zur Caritas, die ein Altenpflegeheim auf unserem Gelände betreibt. Unser Gästebetrieb wäre ohne das gute Einvernehmen mit dem Hotelbetrieb Deckerts nicht möglich, auch dies ein Beispiel für unser Angekommen-Sein in der Region nach zwanzig Jahren. Wir sind da, eingebunden in Veranstaltungen von Stadt und Landkreis. Und auch unser Landesvater (Ministerpräsident Reiner Haseloff; d. Red.) hat uns schon einige Male besucht. Natürlich – wir sind nicht viele Schwestern hier. Aber das Signal des Dasein- und Wachsen-Wollens ist gesetzt und angekommen. Das ist sicher ein großes Geschenk.

Wenn ich am Ende dieses Beitrages das große Thema Stellvertretung mit den verschiedenen hier genannten Facetten in Schlagworten zusammenfassen kann, so sind die Aspekte unseres Lebens unter dieser Prämisse: Nachfolge Christi, Dienstbereitschaft, das Gehen in den Fußspuren unserer monastischen zisterziensischen Vorfahren, die Klöster zu Abbildern der künftigen Heimat machten, die Pflege des mystischen Erbes dieses Ortes, die Wahrnehmung von christlicher Verantwortung in den verschiedenen Kontexten unserer Arbeitsbereiche, der Ausdruck von Respekt, der Erweis von Vertrauen, Verlässlichkeit und Partnerschaft.

UioGD.

(Ut in omnibus glorificetur Deus – auf dass in allem Gott verherrlicht werde; d. Red.)



AUSGABE 2 | 2021

Editorial

Stellvertretung

Weil niemand allein leben kann

Biblische Schlaglichter auf die Frage der Stellvertretung

Stellvertretung als theologische Grundkategorie im Horizont einer missionarischen Kirche

Für alle, weil für wenige?

Stellvertreterreligion als Modell der Zukunft der Kirche in Europa?

Solidarität zwischen Gott und den Menschen

„Heute ist Beten die größte Wohltat, die man der Welt erweisen kann“ (Madeleine Delbrêl)

Stellvertretung durch Christen?

Stellvertretung: Ein monastischer Blick

Erfahrungen aus der Begegnung mit Menschen, in deren Leben Gott und Glauben nicht (mehr) vorkommen

Quo vadis, Kirche? Wo man hinkäme, wenn man losginge ...

AKTUELLES PROJEKT

AKTUELLE STUDIE

KIRCHE ENTWICKELT SICH

TERMINE & BERICHTE

REZENSIONEN

Zu dieser Ausgabe

Quo vadis, Kirche? Wo man hinkäme, wenn man losginge ...

Erfahrungen aus der Begegnung mit Menschen, in deren Leben Gott und Glauben nicht (mehr) vorkommen

Angesichts einer Vielfalt an Lebenseinstellungen inmitten unserer heutigen (zunehmend) säkularisierten Umwelt steht Kirche vor der Herausforderung, die Frage nach Gott ganz neu stellen zu müssen, damit ein konstruktiver Dialog gelingen kann – gerade auch mit Menschen, für die Gott und Glaube kein Thema mehr ist oder nie war. Dabei geht es darum, zeitgemäß erfahrbar zu machen, dass der Glaube für das Leben eine Relevanz haben kann. Doch um eine zukunftsorientierte Pastoral gestalten und in kirchliche Transformationsprozesse einbringen zu können, sind neue Paradigmen notwendig.

Und das heißt zunächst einmal: wahrzunehmen, dass eine überwältigende Mehrheit von knapp 80 % der Bevölkerung in Ostdeutschland keiner Religionsgemeinschaft angehört und Kirche damit vor die Herausforderung stellt, sich in einer religionsfreien Umgebung orientieren und auf die Suche machen zu müssen nach einem konstruktiven Umgang damit. Und das umso mehr, als dass dieses Phänomen wohl künftig immer mehr der Normalfall von Kirche- und Christsein heute wird. Und so verfolge ich in meiner Arbeit den Ansatz des „urban churching“ und initiiere zum einen citypastorale Projekte, die bewusst an urbanen Orten realisiert werden, an denen sich die alltäglichen Lebensvollzüge der Menschen ereignen. Zum anderen bieten immer wieder (Stadt-)Events einen Ansatzpunkt für ungewöhnliche Angebote und machen die Stadt als spirituellen Raum erlebbar. Darüber hinaus ermöglichen Projekte, die existentielle Fragestellungen thematisieren („Bevor ich sterbe, möchte ich ...“, „Was ist dir heilig?“ ...), eine persönliche Auseinandersetzung mit eigenen biografischen Erfahrungen und Wertvorstellungen.

So werden urbane Orte und säkulare Kontexte zu (temporären) Orten der Glaubenskommunikation, an denen erfahrbar wird, dass die Kirche Gott und Glaube nicht erst zu den Menschen bringen muss. Er ist schon da! Diese Art von Pastoral fordert dazu heraus, sich auf die Lebensvollzüge der Menschen einzulassen, anstatt vorgefertigte Pastoralkonzepte abzuarbeiten, die nicht den Bedürfnissen der Menschen entsprechen. Denn bei diesen Begegnungen geht es nicht um kirchliche Belange und Interessenvertretung, sondern um die Welt und die Wirkmacht des Evangeliums in der Welt.

Durch dieses „Sich-Einlassen“ lernt Kirche, dass die Menschen, in deren Leben Gott und Glaube nicht vorkommen, allenfalls „anders“, vielleicht auch „fremd“ sind, aber keinesfalls defizitär oder mangelhaft (vgl. Tiefensee 2020, 19). So gilt es, die „Andersheit“ der Anderen zu würdigen. Denn inmitten einer großen Vielfalt an Lebenseinstellungen ist religiöser Glaube zur persönlichen Entscheidung jedes Einzelnen geworden. Deshalb können citypastorale Angebote den Stadtnutzer:innen einen temporären, passageren „Denkraum“ eröffnen, auf dessen Hintergrund die Menschen eigenverantwortlich ihre Lebensvollzüge deuten können.

Dabei gilt es, realistisch wahrzunehmen, dass der Kirche vielfach nur noch eine „Außenseiterposition“ zugeschrieben wird:

„Am Rande der Welt situiert zu sein, ist keine günstige Ausgangslage für einen, der vorhat, die Welt neu zu erschaffen.“
(Simone de Beauvoir, französische Schriftstellerin und Philosophin)

Sehr günstig hingegen wäre, wenn Kirche lernen würde, die weltanschauliche Pluralität als eine Bereicherung wertzuschätzen und anzuerkennen, dass unser Gegenüber die Deutungshoheit über seine (religiösen) An- und Einsichten hat und eigenständig entscheidet, in welchem Glauben bzw. Bezugssystem er seine Erlebnisse interpretieren



Carla Böhnstedt ist Pastoralreferentin in der Citypastoral im Erzbistum Berlin.

will. Denn Kirche hat kein Deutungsmonopol mehr und tut gut daran, sich auf Vieldeutigkeit einzustellen. Damit verbietet sich jeder katechetisierende, pädagogisierende, moralingeschwängerte oder belehrende Impetus von selbst. Vielmehr müssen die Menschen von der Kirche erwarten dürfen, dass diese ihnen etwas anbietet, das sie unmittelbar angeht und betrifft. Ein solches Vorgehen ermöglicht Begegnungen auf Augenhöhe und ein Miteinander-und-voneinander-Lernen, bei dem jeder involviert ist und motiviert wird, sich selber auseinanderzusetzen und seine Sicht auf „Gott und die Welt“ in den (gesellschaftlichen) Diskurs einzubringen. So kann Glaube zu einem Leben auf der Höhe der Zeit befähigen. Denn Christsein sollte dazu inspirieren, dem Geheimnis seines Lebens auf die Spur zu kommen.

Auf dem Hintergrund meiner Erfahrungen in der Citypastoral sind mir dazu vier Haltungen bzw. Handlungsoptionen wichtig:

(1) Bereitschaft zu einem Perspektivwechsel, einer „Umänderung der Denkart“ (Immanuel Kant). Denn: „Gegen die Realität hilft kein Wünschen. Sie stellt Aufgaben“ (Rainer Bucher).

Zu diesen Aufgaben gehört es, anzuerkennen, dass die Diaspora-Erfahrung immer mehr eine Grundsituation von Kirche und Christsein heute und der kirchliche Normalfall der Zukunft wird. Diese Situation ist davon geprägt, dass viele Menschen durchaus noch an Gott/etwas Göttliches glauben – aber eben nicht mehr an die Kirche, der allzu oft angelastet wird, belehrend und besserwisserisch aufzutreten, anstatt eine eher tastende Gottesrede an den Tag zu legen, welche die Abgründe des Nicht-Verstehens, der Nicht-Erfahrbarkeit Gottes nicht einfach überspringt (Tomáš Halík), sondern durchscheinen lässt, dass auch sie von Zweifeln und Ungewissheit geprägt ist und sich in einer ständigen Suchbewegung befindet.

Hinzu kommt, dass das Kirchensystem sich ständig mit sich selbst und seinen hausgemachten Problemen beschäftigt (sei es die Bildung größerer pastoraler Einheiten, die Rolle der Frauen in der Kirche, der Umgang mit Machtstrukturen, verschiedene Formen von Missbrauch ...). So verliert Kirche die Fragen und Bedürfnisse der Gesellschaft und die alltäglichen Sorgen der Einzelnen aus dem Blick und bekommt häufig zurückgespiegelt, dass ihr in der Bewältigung von alltäglichen Bedarfen keinerlei Kompetenz zugesprochen wird und sie zu wenig Gespür dafür hat, was die Menschen bewegt. Denn das System Kirche ist zu sehr darauf bedacht, dass die „Welt“ (d. h.: die anderen) umkehren müsste, als dass es an seine eigene „Umkehr“ denken würde. So bietet Kirche oftmals Lösungen für Probleme, die viele Menschen gar nicht haben, und gibt Antworten auf Fragen, die ihr nicht gestellt wurden. Deshalb überzeugt mich der Ansatz der französischen Bischöfe, die bereits 1996 in einem Hirtenbrief formulierten, dass es darauf ankomme, den Glauben *vorzuschlagen* und *anzubieten* (vgl. Les évêques de France 1996; dt.: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz 2000). Was die anderen dann daraus machen, liegt in deren Verantwortung.

(2) Alltagsrelevanz statt Bedeutsamkeitsvakanz: „Ich finde heraus, was die Welt braucht. Und dann erfinde ich es“ (Thomas Alva Edison, US-amerikanischer Erfinder).

Doch um herauszufinden, „was die Welt braucht“, muss Kirche mitten-drin sein auf dem „Areopag unserer Zeit“, da, wo sich das (alltägliche) Leben abspielt. Dazu sollte Kirche noch viel entschiedener und konsequenter als bisher säkulare Kontexte als genuine „*places to be*“ für Kirche implementieren, wo sie sich als elementarer Player neben all den urbanen Anbietern etabliert und ihre unverzichtbare Grundmelodie in den Sound des Lebensumfelds einbringt. Nur so kann sie den Alltag der Menschen zum (Resonanz-)Raum des Glaubens werden lassen und so zukunftsfähig werden. Doch das setzt voraus, weniger eine Pastoral nach dem „Prinzip Gießkanne“ zu betreiben als vielmehr zielgruppen- bzw. bedürfnisorientiert zu fragen: Was haben die Menschen davon, dass es uns gibt?! Und: Würden wir es auch tun, wenn es uns nichts bringt (vgl. Tiefensee 2020, 18)? Denn es geht nicht um ein kirchliches Comeback, keine Rechristianisierung, sondern eine Neu-Gründung von Kirche.

Eine solche Pastoral orientiert sich maßgeblich an der klassischen Haltung Jesu, die von einem brennenden Interesse am Leben der anderen geprägt war: „Was soll ich *dir* tun?“ (Mk 10,51) sowie der Erkenntnis „*Dein* (!) Glaube hat dir geholfen“ (Mk 5,34). Denn nur so gewinnen wir Glaubwürdigkeit und stehen nicht unter dem Verdacht, „die anderen“ „auf unsere Seite“ ziehen zu wollen, um unsere Kirchenstatistik aufzumöbeln.

Zugleich lernt Kirche durch das Heraustreten aus der Enge der Kirchen-

blase, wie unser Glaube in den heutigen Lebenskontexten funktionieren und welche Vitalität und Dynamik das Evangelium darin entfalten kann.

Deshalb gilt es, ungewohnte Wege zu gehen und zum einen mit der (Froh-)Botschaft kreativ zu überraschen, zu inspirieren und zu irritieren, positiv zu provozieren, um deren „Sprengstoff“ zeitgemäß anbieten zu können, und zum anderen gesellschaftsrelevante Themen bzw. existentielle Lebensfragen zu platzieren, die das Gegenüber involvieren und zu einer persönlichen Auseinandersetzung stimulieren.

Doch wenn Kirche Alltagsrelevanz gewinnen will, kommt sie nicht umhin, eine allgemeinverständliche

(3) Sprachfähigkeit zu trainieren. „Sagen eigentlich nur Theolog:innen ‚sprachfähig sein‘ für ‚so reden, dass ein normaler Mensch eine Chance hat, einen zu verstehen‘?“ (Frage einer Userin bei Twitter).

Wenn der Glaube für den Alltag nützlich sein soll, so ist der Kirche ein Dreischritt aufgetragen, denn es gilt zunächst, (1) die Bedarfe der Menschen zu identifizieren, für die dann (2) ein geistliches Äquivalent gefunden werden muss, um das kirchliche „Alleinstellungsmerkmal“ und Spezifikum herauszuarbeiten, und (3) diese geistliche Entsprechung wieder rückzuübersetzen in alltagstaugliche Sprache. Nur dann wird Kirche gehört (vgl. dazu [Eva Jung](#)).

Dabei kommt es darauf an, keine Lehrmeinungen zu verkünden, sondern Geschichten zu erzählen, die vom Leben künden und dieses tiefgründig erschließen. Denn ein solches Storytelling schafft Identifikation und ermöglicht, eigene Glaubensüberzeugungen narrativ auszudrücken. So kann es gelingen, die Relevanz des Evangeliums für das eigene Leben zu entdecken und zu kommunizieren. Da sein, wo „die anderen“ sind, heißt heutzutage mehr denn je, auf zwei weitere Bereiche den Fokus zu setzen: nämlich zum einen, in den sozialen Medien präsent zu sein – und zwar nicht nur in Form von vereinzelt „Alibi-Kolleg:innen“ mit einem (Teil-)Auftrag für digitale Glaubenskommunikation, sondern als Gesamtsystem Kirche, das auf vielfältige Weise diese Medien nutzt und bespielt. Denn die digitale Kirche hält uns in mehrfacher Hinsicht einen Spiegel vor, ist sie doch in hohem Maße eine Beteiligungskirche, die großen Wert auf Kommunikation, Interaktion, Partizipation und offenen Diskurs legt. Darüber hinaus sprengt digitale Kirche die klassischen Grenzen der Ortsgemeinde und etabliert sich dezentral. Dabei werden Hierarchien aufgeweicht, denn was zählt und worauf es ankommt, ist Schwarmintelligenz. Nicht zuletzt durch die Corona-Pandemie wurde zusätzlich ein digitaler Schub ausgelöst, der auch für die Kirche unumkehrbar ist und eine deutliche Spur für deren Zukunft legt. Denn diese wird gleichermaßen analog und digital sein.

Zum anderen wird es für Kirche immer existentieller, ein deutliches Augenmerk auf die Professionalisierung medialer Glaubenskommunikation sowie die Neuentdeckung und Entwicklung einer urbanen Martyria zu legen, d. h. durch inhaltsstarke, aussagekräftige, gut durchdachte öffentlichkeitswirksame Kampagnen sowie ein gemeinsames, vielleicht sogar bundesweit einheitliches Erscheinungsbild in Bezug auf Logo und Branding nachhaltig auf dem Radar der Öffentlichkeit aufzutauen. Eine gezielte, durchkomponierte Markenkommunikation brächte darüber hinaus den Effekt, dass Kirche gewichtiger und profilierter wahrgenommen werden würde.

(4) Think big and out of the box: „Große Gedanken brauchen nicht nur Flügel, sondern auch ein Fahrgestell zum Landen“ (Neil Armstrong, amerikanischer Astronaut, erster Mensch auf dem Mond).

Die dringend notwendige Transformation der Kirche ist ein solcher „Flügel“ – und das „Fahrgestell zum Landen“ die nüchterne Erkenntnis, dass es nicht darum gehen kann, ein dauerhaft krisengeschütteltes System durch vereinzelte innovative Ansätze stabilisieren zu wollen (Systemerhalt). Vielmehr gilt es, das systemverändernde Potential experimenteller Pastoral, die sich (auch) in urbanen Kontexten verankert weiß, zu fördern. Denn das bestehende System ist nicht mehr kompatibel mit der heutigen Lebenswelt, weshalb gewissermaßen ein neues „Betriebssystem“ erforderlich ist. Dazu bedarf es aber einer deutlichen Disruption: d. h. eines Impulses, der uns unterbricht in dem, wie wir es immer schon gemacht haben, und die Frage aufwirft, was denn wirklich unser Kern(geschäft) ist – und wie wir unsere Formate anpassen müssen, um dem gerecht zu werden. Eine solche Störung im System bzw. im Betriebsablauf bietet die Chance, daran zu wachsen und sich weiterzuentwickeln, da sie es erleichtert, etablierte Formen zu hinterfragen, auf dem Hintergrund der Erfahrung, dass der „Status quo“ nicht mehr den aktuellen Erfordernissen Rechnung trägt. Dennoch

leichter gesagt als getan, denn „sich gern stören lassen“ müsste als Haltung in der Kirche erst noch entwickelt werden. Das würde zudem beinhalten, Überholtes sterben zu lassen bzw. Bewährtes auf dem Hintergrund neuer Erfahrungen neu deuten zu lernen und sich nicht sklavisch auf vorgefertigte und abzuarbeitende Pastoralpläne zu fixieren, sondern Freiräume zu ermöglichen, in denen Neues entstehen kann. Dabei reicht es nicht, sich auf vereinzelte „Leuchtturmprojekte“ mit Strahlkraft zu fokussieren, denn eine nachhaltige Veränderung kommt erst zustande, wenn kleinere Initiativen mit langfristigen Prozessen ineinandergreifen.

Doch dazu braucht es fluidere, agilere Formen des Kircheseins, die das versäulte Denken aufsprengen und mehr Beweglichkeit ins System bringen. Ebenso wichtig: innerkirchliche Neudefinitionen wie beispielsweise ein entschiedenes Plädoyer für neue, vielfältige Formen des Kircheseins (vgl. Hennecke 2021: „*mixed economy of church*“) statt einer eindimensionalen, monokulturellen Pastoralpraxis, die sich ausschließlich auf (überholte) volkskirchliche Pfarreistrukturen beschränkt und allzu oft ekklesiozentristisch ausgerichtet ist. Doch um nachhaltig innovative Aufbrüche entwickeln und etablieren zu können, bedarf es nicht nur entschiedener struktureller Unterstützung und einer gezielten Umverteilung der vorhandenen Ressourcen, sondern ebenso der Notwendigkeit, ein neues binnenkirchliches Miteinander zu entwickeln. Das Abflachen hierarchischer Strukturen sowie die Auflösung klassischer Berufsbilder gehören ebenso dazu wie ein gewisser Verzicht auf Kontrolle (der freilich von einer Laissez-faire-Haltung zu unterscheiden ist). Gefragt ist somit die Abkehr von einer Verwaltungspastoral hin zu einer „Ermöglichungspastoral“, die als emanzipativer Vorgang (Empowerment) zu verstehen ist und auf Eigenverantwortlichkeit setzt.

Und schließlich würde die Entscheidung für eine solche Pastoral auch erhebliche Konsequenzen im Bereich des Personalmanagements nach sich ziehen: so zum Beispiel (1) die gezieltere Nutzung von Personalressourcen, bei der verstärkt Talente, Begabungen und Charismen der pastoralen Akteure bei der Vergabe von Zuständigkeiten bzw. der Gestaltung von Stellenprofilen berücksichtigt werden sollten. Ebenso unerlässlich: die (2) Ausdifferenzierung einer neuartigen Rollenarchitektur, in der die alten Berufsgruppen keine Rolle mehr spielen, da wir uns inmitten eines fundamentalen Kulturwandels befinden, der tief in die kirchliche DNA reicht, denn kirchliche Mitarbeiter:innen bringen oftmals zu einheitliche Qualifikationen mit. Dafür fehlen für ein selbstbewussteres, zeitgemäßes, frisches Auftreten von Kirche vielfach systemfremde Fähigkeiten wie beispielsweise professionelles Grafikdesign, Marketingexpertise, digitales Know-how, ein Finanz- und Fundraising-Profil, Influenzertum, ästhetisches Empfinden, handwerkliches Geschick, Networking, Start-up-Mentalität, Change-Management. Wichtige Voraussetzungen, um schlagkräftige, multiprofessionelle Teams bilden zu können, die zu einem entscheidenden Motor für Veränderungen in der Kirche werden könnten, da sie die Fähigkeit mitbringen, die Jonny Baker, Direktor der Missional-Pioneer-Ausbildung in Oxford, einmal in einem Vortrag treffend als „the gift of not fitting in“, „die Gabe, nicht (ins System) zu passen“, bezeichnet hat (vgl. Baker/Ross 2014).

Binnenkirchlich vielfach unterentwickelt und deshalb ebenfalls ein wichtiger Aspekt, um die notwendige Transformation der Kirche initiieren zu können: (3) die Förderung einer Fehlerkultur, was zum einen Fehlerfreundlichkeit auf Seiten der Leitung und zum anderen Fehlerfreudigkeit auf Seiten der Akteur:innen beinhaltet, denn Innovation entsteht von unten nach oben, während Innovationsmanagement nur von oben nach unten geht (vgl. [Florian Sobetzko](#)). Dabei ist mit „echter Innovation“ nicht einfach generell eine neue gute Idee gemeint. Entscheidend ist, dass diese Idee auf die Nutzer:innen bezogen ist, sich für diese als brauchbar und hilfreich erweist und auch langfristig bewährt sowie mit vertretbarem Aufwand machbar ist (vgl. Sobetzko/Sellmann 2017, 42). Nicht umsonst sprießen derzeit an verschiedenen Orten sogenannte „*fuck up nights*“ aus dem Boden, die das Scheitern salon- und gesellschaftsfähig machen wollen und auch von kirchlichen Player:innen rezipiert werden (vgl. die „[Fuck Up Stories](#)“ [des QuellPunkt Aachen](#)).

Nicht zuletzt müssen (4) kirchenverändernde Prozesse vonseiten der kirchlichen Leitungsebene(n) ausdrücklich gewollt und unterstützt werden, damit sie nicht vom kirchlich Eingefahrenen und Traditionellen karnalisiert werden und den angestrebten Transformationsprozess nachhaltig initiieren können. Dafür unverzichtbare Qualifikationen in Bereichen wie Kirchenentwicklung, Changemanagement, Innovationsforschung stehen im Fokus verschiedener wissenschaftlicher Institu-

tionen und sollten entschiedener ausgebaut werden (Beispiele: Lehrstuhl für missionarische Kirchenentwicklung an der CVJM-Hochschule Kassel, Zentrum für angewandte Pastoralforschung [ZAP] in Bochum). Untrennbar mit diesen „Erfordernissen“ verbunden ist die Notwendigkeit einer (5) stringenten und systematisierten Weiterbildung des Personals, etwa durch das Angebot ergänzender und spezieller Studiengänge, um auf die veränderten Rahmenbedingungen kirchlicher Berufe und den ständigen Wandel kontextueller Gegebenheiten professionell reagieren zu können (Beispiele: [Studiengang „Crossmediale Glaubenskommunikation“](#), Bochum; Qualifizierung zum Thema „Pioneering“, Mainz; Innovations- und Gründertraining Kirche, Aachen). Um pastorales Tun wissenschaftlich fundieren und evaluieren zu können, ist eine engere Verzahnung von Theorie und Praxis notwendig.

So. Und jetzt?

Um mit den Worten des britischen Schriftstellers Lewis Carroll zu sprechen:

„Würdest du mir bitte sagen, wie ich von hier aus am besten weitergehe?“, fragt Alice im Wunderland die orakelnde Cheshire-Katze. Die maunzt: *„Das hängt sehr davon ab, wo du hinwillst!“* (Lewis Carroll, britischer Schriftsteller, Autor von *„Alice im Wunderland“*).

Genau das ist vermutlich eines der Probleme der Kirche: dass sie vielfach nicht zu wissen scheint, wo sie hinwill, und eher ziellos vor sich hin mäandert, anstatt sich mit einer klaren Zieloption entschieden auf den Weg zu machen. Die für mich wesentliche Ziellinie: neu Kirche denken und gestalten. Wesentliche Markierungen auf diesem Weg: das Fundament unserer geistlichen Quellen. Die wegweisenden Impulse des 2. Vaticanums. Das sensible Wahrnehmen der Zeichen der Zeit. Deren Aktualisierung auf den jeweiligen Lebenskontext hin. Die Bereitschaft, sein Kirchenbild immer wieder von der (Um-)Welt infrage stellen zu lassen. Die Herausforderung, dass Schritte zur Förderung kirchlicher Transformation auch im gesellschaftlichen Diskurs von Bedeutung sein und nicht-kirchlichen Qualitätsansprüchen genügen müssen. Das Eingehen von Kooperationen und Allianzen, um Synergien freizusetzen. Eine Vision von dem, was Christsein in Zukunft ausmachen wird – und deren Übertragbarkeit in verschiedenste Kontexte hinein (Skalierbarkeit). All das würde ich Alice auf ihre Frage antworten – neugierig auf das Wunderland, das sich dann womöglich eröffnet.

Literatur

Baker, Jonny/Ross, Cathy, *The Pioneer Gift. Explorations in mission*, Norwich 2014.

Les évêques de France, *Lettre aux catholiques de France : « Proposer la foi dans la société actuelle »*. Rapport rédigé par Mgr Claude Dagens pour la Conférence des évêques de France, Lourdes 1996 (alle Internetquellen abgerufen am 11.6.2021).

Hennecke, Christian, *Werden aus dem Ursprung – Ein kirchlicher Waldspaziergang*, 2021.

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), *Den Glauben anbieten in der heutigen Gesellschaft. Brief an die Katholiken Frankreichs von 1996* (Stimmen der Weltkirche 37), Bonn 2000.

Sobetzko, Florian/Sellmann, Matthias, *Gründer*innen-Handbuch für pastorale Start-ups und Innovationsprojekte*, Würzburg 2017.

Tiefensee, Eberhard, „Umänderung der Denkart“. Mission angesichts forcierter Säkularität. Eröffnungsvortrag der „pastorale!“ 2019, in: Kläden, Tobias (Hg.), *Kirche in der Diaspora. Keynotes der „pastorale!“ 2019 in Magdeburg* (KAMP kompakt 8), Erfurt 2020, 11–25.



AUSGABE 2 | 2021

Editorial

Stellvertretung

Weil niemand allein leben kann

Biblische Schlaglichter auf die Frage der Stellvertretung

Stellvertretung als theologische Grundkategorie im Horizont einer missionarischen Kirche

Für alle, weil für wenige?

Stellvertreterreligion als Modell der Zukunft der Kirche in Europa?

Solidarität zwischen Gott und den Menschen

„Heute ist Beten die größte Wohltat, die man der Welt erweisen kann“ (Madeleine Delbrèl)

Stellvertretung durch Christen?

Stellvertretung: Ein monastischer Blick

Erfahrungen aus der Begegnung mit Menschen, in deren Leben Gott und Glauben nicht (mehr) vorkommen

AKTUELLES PROJEKT

Glaube im Lockdown – ein Rückblick auf die Aktion „Weihnachten am Wegesrand“

AKTUELLE STUDIE

KIRCHE ENTWICKELT SICH

TERMINE & BERICHTE

REZENSIONEN

Zu dieser Ausgabe

Glaube im Lockdown – ein Rückblick auf die Aktion „Weihnachten am Wegesrand“

Es ist wieder Sommer und die Inzidenzwerte sind vergleichsweise niedrig. Manche spekulieren auf ein Ende der Pandemie, andere prophezeien eine vierte Welle. So oder ähnlich war die Situation auch vor einem Jahr. Planbarkeit, gerade auch mit Blick auf Weihnachten, war kaum möglich. Dennoch war damals und ist heute eine langfristige Vorbereitung nötig, um die Botschaft des Festes ansprechend an den Mann, die Frau und das Kind zu bringen. Ein auf der Ebene des Bistums Erfurt angebotener Weihnachtsworkshop Anfang September 2020 sollte eruieren, welchen Bedarf man in den Gemeinden sieht und an welchen Stellen zentral vorbereitete Materialien und Ideen Hilfe und Unterstützung bieten können. Schnell war klar: Es braucht ein Angebot für draußen. Es muss etwas sein, das coronakonform (= mit Abstand, wenig Kontakt zu anderen, Einhaltung der Hygienevorgaben), gut im Vorfeld vorzubereiten, möglichst wetterunabhängig und mit wenig Personalaufwand während der Durchführung am Heiligabend/in den Weihnachtstagen realisierbar ist. Im Kreis der Workshop-Teilnehmer entwickelte sich die Idee eines Stationenweges, der durch den Ort, das Stadtviertel oder rund um die Kirche von Einzelpersonen oder Familien gegangen werden kann. Mit diesem Vorschlag und einigen ersten Umsetzungsideen endete der Workshop. Die Inhalte des Weges und die benötigten Materialien sollten im Seelsorgeamt des Bistums Erfurt entwickelt und vorbereitet werden, die konkrete Umsetzung vor Ort durch die Pfarreien oder Kirchorte erfolgen.



Organisatorisches

Um sowohl den Coronamaßnahmen als auch den Besonderheiten des Weihnachtsfestes gerecht zu werden, bedurfte es guter Vorüberlegungen:

- Für die Familien, die im Normalfall die Krippenandacht am Heiligen Abend besuchen, reicht die Werbung über den Pfarrbrief nicht aus. Es entstand die Idee der Startertüten, die in Kindergärten, öffentlichen Gebäuden und den noch geöffneten Geschäften verteilt werden sollten, um so möglichst viele Personen zu erreichen. Plakate machten darauf aufmerksam.
- Draußen ist besser als drinnen. Deshalb schien ein



Dr. Annegret Beck leitet das Jugend- und Erwachsenenbildungshaus Marcel Callo in Heiligenstadt. Zugleich ist sie Leiterin des Bereichs Familie und Generationen im Seelsorgeamt des Bistums Erfurt.



Dr. Markus Schnauß ist Hochschul-seelsorger in Erfurt und Ilmenau sowie Referent im Seelsorgeamt des Bistums Erfurt.

Weihnachtsspaziergang mit Impulsen eine passende Alternative zum Gottesdienst im Kirchenraum zu sein.

- Auch unter Pandemiebedingungen musste man davon ausgehen, dass zum Weihnachtsfest kein Ehrenamtlicher Zeit und Muße hat, über einen längeren Zeitraum eine Station im Freien zu betreuen. Deshalb brauchte es einen betreuungsarmen Ansatz, der über frei zugängliche Boxen mit dem Material entlang eines geplanten Weges entstand. Zu finden waren nur Personen, die hin und wieder einen Blick auf die Station werfen sollten, also bestenfalls im Nachbarhaus lebten. Solche Ehrenamtliche zu gewinnen, erwies sich auch im Rückblick als praktikabel.
- Weihnachten und Kerzenschein gehören für viele Menschen zusammen. Deshalb sorgten die Laterne als Erkennungszeichen für die Station und die Aufforderung, selbst die mitgebrachten Kerzen zu entzünden, für eine passende Atmosphäre an der Station.
- Es war davon auszugehen, dass die Stationen auch Menschen aufmerksam werden lassen, die im Vorfeld nichts davon mitbekommen haben. Um ihnen einen Einstieg in den Weg zu ermöglichen, gab es an jeder Station auch einen Hinweis auf die restlichen Stationen.
- Es braucht einen Anreiz, die gesamte Weihnachtsgeschichte zu entdecken und deshalb den ganzen Weg zu gehen. Die zu sammelnden Puzzleteile schufen diesen. Zugleich gab es in den Startertüten die Vorlage des Puzzles in Schwarz-Weiß, auf die die gesammelten Puzzleteile gelegt oder geklebt werden konnten, um daraufhin mögliche Lücken auszugleichen und selbst auszumalen.
- Das Material sollte so aufgebaut sein, dass auch Ehrenamtliche vor Ort in z. B. kleineren Kirchorten es selbstständig verwenden konnten und die Umsetzung vergleichsweise wenig Aufwand bedeutete. Deshalb gab es die Möglichkeit, das gesamte Material einschließlich der Werbeplakate, der Vorlagen für die Stationen, der Einladungen für die Startertüten und der gestanzten Puzzles zu bestellen. Diese benutzerfreundliche Aufbereitung fand besonders viel Anklang.
- Vor allem Familien und über den engen Rahmen der Pfarrei hinaus einzuladen, heißt mit Personen unterschiedlichen Alters und Anspruchs zu rechnen. Die sich wiederholende Struktur, die neben Gebeten und dem Bibeltext auch Lieder und Geschichten über QR-Code, Aktionen und Impulse für das Leben beinhaltet, sollte Sicherheit geben und zugleich ein Gespräch in der Familie über die Weihnachtsbotschaft ermöglichen.

Inhalt

Im Folgenden wurde ein Weg aus fünf Stationen entwickelt. Die Basis dafür bildete das Weihnachtsevangelium Lk 2,1–20. Um die einzelnen Stationen nicht in einer festgelegten Reihenfolge gehen zu müssen, sondern an einem beliebigen Punkt einsteigen zu können, wurden fünf Themen ausgewählt, anhand derer die Weihnachtsbotschaft erschlossen wurde.

Als verbindendes Element wurde ein sechstelliges thematisch passendes Puzzle entworfen und in Einzelteilen den Stationen zugeordnet. Eines der Teile wurde mit der sogenannten „Startertüte“ verteilt, in der sich daneben das Gesamtbild des Puzzles sowie eine Erklärung zum Ablauf des Stationenweges, eine Angabe zu den Orten der Stationen und eine Haushaltskerze befanden.



Mittels eines einheitlichen Ablaufs an jeder Station erfolgte die Strukturierung am jeweiligen Ort: Entzünden einer Kerze + Kreuzzeichen, Lesen eines Abschnitts aus dem Weihnachtsevangelium, eine Aktion, ein kurzer Impuls, ein Lied zum Mitsingen, ein Schlussgebet und der Hinweis auf das Mitnehmen des Puzzleteils. Ziel der einzelnen Statio-

nen war es, sowohl die Weihnachtsbotschaft ihrem Ursprung nach zu erfassen als auch eine Anbindung an die konkrete Lebenswirklichkeit der Besucher zu ermöglichen. Die fünf vorbereiteten Themen waren: „Schon wieder 'ne Liste“ (Kaiser Augustus), „Kein Platz für Jesus“ (Herbergssuche), „Gespräch am Feuer“ (Hirten), „Alles Gute kommt von oben“ (Engel) und „Was für eine Familie!?“ (Heilige Familie). Zur Veranschaulichung ist die letzte Station hier angefügt:

Heilige Familie – „Was für eine Familie!?“

Beginn:

Zündet Eure Kerze an und beginnt: Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Aus dem Lukasevangelium (zum Vorlesen):

Die Hirten eilten hin und fanden Maria und Josef und das Kind, das in der Krippe lag. Als sie es sahen, erzählten sie von dem Wort, das ihnen über dieses Kind gesagt worden war. Und alle, die es hörten, staunten über das, was ihnen von den Hirten erzählt wurde. Maria aber bewahrte alle diese Worte und erwog sie in ihrem Herzen. Die Hirten kehrten zurück, rühmten Gott und priesen ihn für alles, was sie gehört und gesehen hatten, so wie es ihnen gesagt worden war.

Aktion:

Macht ein Selfie von Euch. Schickt das Foto mit Weihnachtsgrüßen an Menschen aus Eurer Familie, die für Euch mit auf das Bild gehören. Vielleicht auch gute Freunde?

Impuls:

Einer oder eine von Euch kann jetzt den Impuls von der Rückseite vorlesen. Ihr könnt Euch natürlich auch abwechseln.

Na, habt Ihr ein **Familienfoto** gemacht? Oder wart Ihr nicht mit der ganzen Familie hier? Wer hat gefehlt? Wer hätte auf Eurem Familienfoto unbedingt mit drauf sein müssen?

Hätten Maria und Josef im Stall ein Selfie mit dem Jesuskind machen können, dann hätte auch mindestens einer gefehlt: Gott Vater wäre sicher nicht zu sehen gewesen und der gehört ja wohl mit aufs Bild! (Manche mittelalterlichen Maler haben ihn deshalb auf ihr Weihnachtsbild mit draufgemalt.) Manchmal können wir echt staunen, was für eine Familie das war, in der Jesus groß geworden ist. Da ist auch nicht immer alles „nach Plan“ gelaufen. Da gab es Überraschungen und Dinge, die man nicht erwarten würde. Am Anfang hat Josef sogar überlegt, ob das Ganze überhaupt passt. Und Jesus hatte später sicher auch die ein oder andere Diskussion mit seinen Eltern. Da war einfach Leben mit allem, was dazu gehört. Und Gott war mittendrin.

Zu Weihnachten möchte Gott uns sagen: Mit jeder Geburt beginnt das Wunder des Lebens neu. Ihr dürft darüber staunen, wie bunt und vielfältig es sein kann. Es läuft vielleicht nicht immer alles glatt und es gibt sicher die eine oder andere Überraschung. Aber ich bin genau dort mit-tendrin. Ich bin mit auf Eurem Lebensselfie – vielleicht so wie das Papier, auf dem Ihr Euer Foto ausdrückt.

Lied: „Ihr Kinderlein kommet“

(Playback zum Mitsingen; wer keinen QR-Code-Scanner hat, findet das Lied unter www.bistum-erfurt.de/weihnachten2020 in der Rubrik „Zum Mitsingen“.)



Gebet:

Guter Gott, dein Sohn Jesus ist wie wir in einer Familie aufgewachsen. Eine Familie bietet Geborgenheit und Wärme. Eine Familie ist bunt und vielfältig, weil jeder von uns einmalig ist. Manchmal funktioniert das Zusammenleben nicht und es gibt Streit. Segne unsere Familien und Freunde. Hilf uns, dass wir auch in schwierigen Situationen zusammenhalten, und schenke uns die Kraft zur Versöhnung. Danke, dass Du immer mitten unter uns bist! Amen.

Zum Schluss:

Vergesst nicht, Euch ein Puzzleteil mitzunehmen. Möchtet Ihr selbst mit auf dem Selfie der Heiligen Familie sein? Dann sucht nach einer leeren Stelle auf

Resonanz

Die Annahme der Aktion war für die Größe unseres Bistums überwältigend. Gerade die über die vorab eingerichteten Workshops erreichte Praxistauglichkeit war für die konkrete Umsetzung der Ausgangsidee sehr hilfreich. Relativ frühzeitig wurde zudem beschlossen, die Aktion auch über die Bistumsgrenzen hinaus zugänglich zu machen, die Ökumene zu beteiligen und die Materialien unkompliziert zu verteilen. Über die Weihnachts-Internetseite des Bistums Erfurt und die Veröffentlichung der Aktion auf www.pastorale-innovationen.de konnten neben den bistumsinternen Kommunikationswegen, der Presse und der Mund-zu-Mund-Propaganda viele Menschen erreicht werden, die angesichts der Pandemie auf Ideensuche waren. Circa einhundertmal wurde die Grundausstattung mit insgesamt 8500 Puzzles verschickt, wobei gerade die digitale Variante noch weiter verbreitet wurde, so dass sich die gesamte Nutzergruppe gar nicht erfassen lässt. Über das gesamte Bundesgebiet verteilten sich die Anfragen und auch aus Österreich und der Schweiz gab es Bestellungen der Materialien. Durch die vollständig aufbereiteten Stationsinhalte waren auch kurzfristige Umsetzungen und der Versand des digitalen Materials unkompliziert möglich. So erreichte uns die letzte Anfrage am 22.12.2020. Die Rückmeldungen nach Weihnachten und die per Videokonferenz durchgeführte Auswertungsrunde mit der „Praxis vor Ort“ waren durchweg positiv. Immer wieder wurde signalisiert, dass auch Menschen ohne Bezug zur Kirche das Angebot dankbar angenommen haben. Auch ein Stadtteil in Erfurt hatte von der Aktion erfahren und den Stationenweg eigenständig umgesetzt. Ein paar Impressionen und O-Töne möchten wir gern als Zeichen der Verbundenheit, Dankbarkeit und Vielfalt teilen:

„Insgesamt wurden von den 200 Startertüten, die ich vorbereitet hatte, exakt 150 Stück mitgenommen – für unsere Diasporaverhältnisse ist das eine stolze Zahl, finde ich! Auch die Rückmeldungen, die wir persönlich erhalten haben, waren ausnahmslos positiv – die Menschen haben sich gefreut!“

(Saalfeld/Bad Blankenburg)



„Es war so schön, immer wieder sah man Familien mit ihren Kindern und den Kerzen (wir hatten in die Startertüten unsere Prozessionskerzen mit einem roten Schirm gepackt) laufen. Danke für Ihre wunderbar ausgearbeitete Vorlage, es war wirklich sehr schön.“

(Langensendelbach)

„Vielen Dank für die schöne Idee und die schnelle, kurzfristige Unterstützung!“

(Halle)

„Weihnachten am Wegesrand kam super mega in Worbis an. Wir haben dazu so viele nette liebe Kommentare bekommen. Unter anderem, dass es schöner als das sonst gängige Weihnachtsprogramm war.“

„Eigentlich könnte man in einem Satz die Aktion bewerten: ‚Einfach Klasse und eine gute Idee!‘“

(Lengenfeld/Stein)





„Also bei uns lief die Aktion gute drei Wochen und anhand der Resonanz und der gesammelten Puzzleteile kann ich sagen, dass sie ein voller Erfolg war! Viele Menschen, besonders Familien, waren unterwegs und haben sich sehr über die Aktion gefreut. Wir wurden auch schon gebeten, so etwas zu wiederholen, auch wenn ‚normale‘ Gottesdienste wieder möglich sein werden.“

(Evangelische Kirche Angelhausen-Oberndorf/Arnstadt)

„Toll, dass Evangelische und Katholische hier zusammen was machen.“
(Angelhausen-Oberndorf/Arnstadt)

„Weihnachten am Wegesrand‘ war in Diedorf ein voller Erfolg. Besonders Heiligabend sind Massen durch die Straßen gezogen. Gut angekommen sind besonders die Aktionen: das Eintragen in die Liste, das Zollstockviereck usw. Wir haben eine Station noch erweitert und haben beim Pfarrhaus Teelichte in die Kiste gelegt, die dann in die Kirche gebracht und beim Krippchen angezündet werden sollten. Ich würde mich über ein ähnliches Angebot an Ostern freuen, allerdings habe ich eine wichtige Bitte: Gestaltet die Stationen weniger textlastig. Besonders für jüngere Kinder war es schwierig, lange ruhig stehen zu bleiben und nur zuzuhören. Ich fände es gut, wenn stattdessen eventuelle Aktionen ausgebaut werden könnten.“

Ausblick

Gerade die Reaktionen von außerhalb des Bistums haben gezeigt, dass mit Blick auf zukünftige pastorale Arbeit eine Vernetzung und ein unbürokratischer und unkomplizierter gegenseitiger Austausch kreativer Ideen fruchtbringend sein können. Ebenso wichtig erscheint uns für die Erstellung bistumsweiter und darüber hinausreichender Angebote die konzeptionelle Einbindung von Menschen aus der Praxis vor Ort. Dies gilt sowohl für den Beginn als auch für die abschließende Reflexion solcher und ähnlicher Projekte. So kann zum einen die Praktikabilität gewährleistet und zum anderen die Akzeptanz und Annahme der Angebote erhöht werden.

Aufgrund der positiven Erfahrungen, dem Wunsch der Nutzer vor Ort und der andauernden Pandemie hat die Idee „Weihnachten am Wegesrand“ zu Ostern und Pfingsten zwei Fortsetzungen gefunden. Allen Helfern, Unterstützern und den vielen haupt- und ehrenamtlichen Verantwortlichen vor Ort sei an dieser Stelle ein Dank ausgesprochen. Ihre Rückmeldungen haben uns sehr gefreut. Es ist wieder Sommer und die Inzidenzwerte sind niedrig. Manche spekulieren auf ein Ende der Pandemie, andere prophezeien eine vierte Welle. Bald ist Weihnachten. Zeit für neue Ideen.



AUSGABE 2 | 2021

Editorial

Stellvertretung

Weil niemand allein leben kann

Biblische Schlaglichter auf die Frage der Stellvertretung

Stellvertretung als theologische Grundkategorie im Horizont einer missionarischen Kirche

Für alle, weil für wenige?

Stellvertreterreligion als Modell der Zukunft der Kirche in Europa?

Solidarität zwischen Gott und den Menschen

„Heute ist Beten die größte Wohltat, die man der Welt erweisen kann“ (Madeleine Delbröl)

Stellvertretung durch Christen?

Stellvertretung: Ein monastischer Blick

Erfahrungen aus der Begegnung mit Menschen, in deren Leben Gott und Glauben nicht (mehr) vorkommen

AKTUELLES PROJEKT

AKTUELLE STUDIE

Der Deutsche Freiwilligensurvey 2019

KIRCHE ENTWICKELT SICH

TERMINE & BERICHTE

REZENSIONEN

[Zu dieser Ausgabe](#)

Der Deutsche Freiwilligensurvey 2019

Der Freiwilligensurvey (FWS) ist zwar nicht die einzige staatlich geförderte Untersuchung zum freiwilligen Engagement in Deutschland. Durch seinen Umfang und seine Möglichkeiten zum Zeitvergleich ist er aber das wesentliche Instrument der Sozialberichterstattung in diesem Bereich und damit Grundlage für politisches Handeln. Darüber hinaus ist er natürlich auch für alle anderen, die sich mit Ehrenamt, Engagement und Partizipation befassen, von hoher Relevanz.

Erstmals 1999 und seitdem alle fünf Jahre wird auf der Grundlage einer repräsentativen telefonischen Befragung ein FWS erarbeitet. Für den 5. Deutschen Freiwilligensurvey wurden die 27.762 Telefoninterviews mit Personen ab 14 Jahren also bereits 2019 geführt – neben Deutsch in fünf weiteren Sprachen; der Kurzbericht erschien jedoch erst im März 2021, die ausführliche Fassung im Juni. „Offiziell“ vorgestellt wurde die Studie mit einer digitalen Fachtagung am 9. Juni 2021.

Dabei wurde auch betont, dass die Daten – da bereits 2019 erhoben – nichts über die Entwicklungen im Ehrenamtssektor während der Coronapandemie aussagen. So richtet der FWS 2019 einen besonderen Fokus auf andere Aspekte, etwa auf den Einsatz für Geflüchtete (für die sich 12,4 % der Befragten innerhalb der letzten fünf Jahre engagierten), auf die Digitalisierung des Ehrenamts oder die Verbindungen zwischen freiwilligem Engagement und Einstellungen zur Demokratie. Den größten Teil des FWS machen Daten aus, die eine Betrachtung im Zeitverlauf erlauben.

Anteil der Engagierten an der Bevölkerung

Der Anteil freiwillig engagierter Personen an der Bevölkerung ist gegenüber dem FWS 2014 nahezu konstant geblieben, über die letzten 20 Jahre betrachtet aber deutlich gestiegen: von 30,9 % (1999) auf 39,7 % (2019). Dabei wurde beim FWS 2019 die Zahlen für 2019 und die vorausgegangenen Erhebungen erstmals auch nach Bildung gewichtet, da „[i]nsbesondere Personen mit höherer Bildung [...] eher bereit [sind], an Befragungen teilzunehmen als Personen mit niedrigerer Bildung“ (44 [ausführlicher Bericht]). Dies führte zu einer erheblichen Korrektur der Zahlen, bei der Gesamtzahl der Engagierten etwa um drei bis vier Prozentpunkte. Denn – auch das ein zentraler Befund des FWS – mit dem Bildungsgrad steigt die Engagementquote erheblich: Personen mit hoher Bildung waren 2019 fast doppelt so häufig engagiert (51,1 %) wie solche mit niedriger Bildung (26,3 %) – eine Disparität, die sich in den vergangenen Jahrzehnten sogar noch verschärft hat; Menschen mit mittlerer Bildung liegen dazwischen (37,4 %), Schüler:innen wurden eigens erfasst (51,4 %).

Außerdem wirken sich weitere Ausprägungen soziodemografischer Merkmale negativ auf die Engagementquote aus: etwa Arbeitslosigkeit, geringes Haushaltseinkommen und hohes Alter. Dagegen liegen Frauen und Männer 2019 erstmals gleichauf – während früher Männer deutlich häufiger freiwillig engagiert waren. Eine Annäherung zeigt sich weiterhin zwischen Ost und West: 2019 stehen die Ostdeutschen mit 37,0 % nur noch 3,4 Prozentpunkte hinter den Westdeutschen.

Personen mit Migrationshintergrund engagieren sich deutlich weniger freiwillig. Hier gibt es jedoch gravierende Unterschiede: Personen ohne eigene Zuwanderungserfahrung und mit deutscher Staatsangehörigkeit erreichen mit einer Engagementquote von 38,7 % zwar nicht die der Befragten ohne Migrationshintergrund (44,4 %), doch mit eigener Zuwanderungserfahrung und ohne deutsche Staatsangehörigkeit fällt die Quote auf 15,2 % ab. Es kommt also auf die Details an – und hier macht sich die Fülle der Items im FWS bezahlt.

Engagementbereiche

In welchen Bereichen engagieren sich Menschen freiwillig? Hier liegt im FWS 2019 unter 14 Bereichen „Sport und Bewegung“ vorne (13,5 %), gefolgt von „Kultur und Musik“ (8,6 %), „sozialer Bereich“ (8,3 %) und



Dr. Martin Hochholzer ist Referent für Evangelisierung und Charismenorientierung in der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

„Schule und Kindergarten“ (8,2 %) noch vor „Freizeit und Geselligkeit“ (6,1 %) liegt der „kirchliche oder religiöse Bereich“ (6,8 %) an fünfter Stelle. Dabei ist zu beachten, dass der FWS die Angaben der Befragten nach verschiedenen Kriterien prüft, ob in seinem Sinne ein freiwilliges Engagement vorliegt; eine bloße Vereinsmitgliedschaft, ein Hobby, ein Praktikum oder eine Spende zählen beispielsweise nicht. Den größten prozentualen Zuwachs seit 2014 erfuhr übrigens der Bereich „Umwelt, Naturschutz oder Tierschutz“, in dem sich 2019 4,1 % der Befragten engagierten (2014: 3,1 %, 1999: 1,6 %). Hier ist das Geschlechterverhältnis ausgewogen, während ansonsten Männer etwa in Sport, Feuerwehr oder Politik dominieren, Frauen sich dagegen mehr in soziale und familienbezogene Bereiche einbringen.

Auch im kirchlich-religiösen Sektor sind die Frauen deutlich überdurchschnittlich vertreten (8,3 % der befragten Frauen ggü. 5,4 % der Männer). Gegenüber 2014 blieb hier die Engagementquote insgesamt konstant. Auch 2019 zeigte sich, dass die Zugehörigkeit zu einer christlichen Kirche engagementförderlich ist: Während sich nur 33,8 % der Befragten ohne Religionszugehörigkeit freiwillig engagierten, waren es bei den Katholiken 45,3 % und bei den Evangelischen und Freikirchlern 46,1 % (islamische Religionsgemeinschaften: 21,8 %, sonstige Religionszugehörigkeit: 38,5 %); hier hat sich gegenüber 2014 fast nichts verändert.

Formen des Engagements

Was sich aber ändert und was der Zeitvergleich des FWS sichtbar macht, ist die Art und Weise, sich freiwillig zu engagieren (Stichwort „neues Ehrenamt“). Zum einen geht der Trend weg vom zeitintensiven Engagement: Wendeten 1999 noch 23,0 % der Befragten sechs oder mehr Stunden pro Woche dafür auf (bis zu zwei Stunden: 50,8 %), waren es 2019 nur noch 17,1 % (bis zu zwei Stunden: 60,0 %). Männer und Menschen mit niedriger Bildung nehmen sich aber durchschnittlich mehr Zeit und üben ihr Engagement häufiger aus.

Zum anderen nimmt die Bedeutung der Vereine und Verbände für freiwilliges Engagement (langsam) ab: Waren 1999 noch 57,2 % der Engagierten (mit ihrer zeitaufwändigsten oder einzigen freiwilligen Tätigkeit) in einem Verein oder Verband aktiv, waren es 2019 nur noch 51,7 %; die größeren „Vereinsmeier“ sind eindeutig die Männer (57,2 % gegenüber 46,2 % der weiblichen Engagierten). Den stärksten Zuwachs weist die Kategorie „individuell organisierte Gruppe“ auf (1999: 10,3 %, 2019: 17,2 %). Kirchen und religiöse Vereinigungen konnten ihren Anteil fast halten (1999: 13,7 %, 2019: 12,7 %).

Auffällig ist auch die kontinuierliche Abnahme des Anteils der Engagierten mit Leitungs- und Vorstandsfunktionen (bei der zeitaufwändigsten oder einzigen Tätigkeit): von 36,8 % im Jahr 1999 auf 26,3 % im Jahr 2019. Auch wenn sich dabei die Geschlechter angenähert haben, so sind die Männer 2019 nach wie vor in der Überzahl (30,5 % ggü. 22,1 % bei den weiblichen Engagierten).

Was die Nutzung des Internets für das freiwillige Engagement betrifft, mag es überraschen, dass der Anteil der Nutzer:innen seit 2009 nahezu konstant geblieben ist (er betrug 2019 57,0 % der Engagierten) – nur von 2004, wo erstmals danach gefragt wurde, auf 2009 ist ein steiler Anstieg zu diagnostizieren. Zur Erinnerung: Die Daten des FWS 2019 wurden vor der Pandemie erhoben! Weiterhin ist der Anteil der Engagierten, die ihre Tätigkeit ausschließlich oder überwiegend im Internet ausübten, zwischen 2014 und 2019 – nur in diesen beiden Jahren wurde danach gefragt – mit 2,6 % gleich geblieben. Interessant ist aber, dass die über 65-Jährigen bei der Internetnutzung im Engagement über die Jahre stark aufgeholt haben (2009: 26,7 %, 2019: 48,0 %) und sich damit dem Durchschnittswert bereits stark angenähert haben.

Engagement, Demokratie und politische Partizipation

Angesichts der Fragen nach dem gesellschaftlichen Zusammenhalt und der Zukunft des politischen Systems, die Deutschland ja seit einigen Jahren intensiv bewegen, hebt der FWS die Bedeutung freiwilligen Engagements hervor. Zum einen zeigt sich ein deutlicher Zusammenhang zwischen freiwilligem Engagement und politischer Partizipation: Engagierte beteiligen sich beispielsweise wesentlich häufiger als Nicht-Engagierte an Demonstrationen oder Unterschriftenaktionen oder nehmen Kontakt zu Politiker:innen auf (Demonstration: 15,1 % ggü. 5,9 %, Unterschriftenaktion bzw. Petition: 47,8 % ggü. 22,4 %, Kontaktaufnahme: 23,3 % ggü. 7,0 %).

Allerdings fragt der FWS nur einzelne exemplarische Felder politischer Partizipation ab und seine Daten allein sagen auch nichts darüber aus, *warum* freiwillig Engagierte sich häufiger politisch einbringen. Auffällig ist jedenfalls, dass sich mit dem Bildungsstand ebenfalls das Ausmaß politischer Partizipation massiv erhöht (32,0 % der Befragten mit

niedriger Bildung – egal ob freiwillig engagiert oder nicht – gaben mindestens eine der abgefragten Formen politischer Partizipation an, dagegen 64,9 % der Befragten mit hoher Bildung).

Neu im FWS sind die 2019 erstmals gestellten Fragen nach der Einstellung zu gesellschaftlichen Institutionen und Demokratie. Engagierte zeigen durchweg etwas mehr Vertrauen in Institutionen wie Polizei, Bundestag oder Parteien als Nicht-Engagierte. Zudem halten Engagierte häufiger Demokratie für eine gute Regierungsform (95,0 % ggü. 87,8 % der Nicht-Engagierten) und sind auch häufiger zufrieden mit dem Funktionieren der Demokratie in Deutschland (72,2 % ggü. 65,8 %). Allerdings: Hier offenbart eine Differenzierung bei allen Befragten nach Bildung und Alter größere Unterschiede.

Eine bleibende Aufgabe

Insgesamt eröffnet der Freiwilligensurvey zum wiederholten Mal wertvolle Einblicke in den Engagementsektor und belegt den Einsatz eines großen Teils der Bevölkerung. Auch wenn in diesem Beitrag nur einige Ausschnitte aus der Fülle des Materials vorgestellt werden konnten, zeigt sich doch die Vielfalt der abgefragten Aspekte. Dabei werden auch Aufgaben für Engagementpolitik und -förderung deutlich: Für Personen mit niedriger Bildung und/oder niedrigem Einkommen ist es offenbar schwieriger, sich ehrenamtlich einzubringen, ebenso für Menschen mit Migrationshintergrund. Die gute Nachricht: 58,7 % der 2019 nicht Engagierten wären grundsätzlich zu einem Engagement bereit – eine Quote, die seit 1999 stetig gestiegen ist.

Eine weitere Herausforderung wurde bei der oben bereits erwähnten Fachtagung zur Vorstellung des FWS 2019 wiederholt thematisiert: Es gibt auch demokratiefeindliches Engagement, etwa bei Corona-Demos oder gegen Geflüchtete. Das spricht dafür, mit einer Demokratie- wie Engagementerziehung schon früh anzusetzen in den Schulen. Aber hier tut sich auch schon einiges: Auffällig ist, dass 31,0 % der Schüler:innen angaben, in den letzten Monaten an einer Demonstration teilgenommen zu haben (der bei Weitem höchste Wert unter allen Bildungsgruppen) – da lässt wohl die Fridays-for-Future-Bewegung grüßen.

Die „Langfassung“ des Freiwilligensurveys lässt sich ebenso wie der Kurzbericht [hier](#) herunterladen.



AUSGABE 2 | 2021

Editorial

Stellvertretung

Weil niemand allein leben kann

Biblische Schlaglichter auf die Frage der Stellvertretung

Stellvertretung als theologische Grundkategorie im Horizont einer missionarischen Kirche

Für alle, weil für wenige?

Stellvertreterreligion als Modell der Zukunft der Kirche in Europa?

Solidarität zwischen Gott und den Menschen

„Heute ist Beten die größte Wohltat, die man der Welt erweisen kann“ (Madeleine Delbröl)

Stellvertretung durch Christen?

Stellvertretung: Ein monastischer Blick

Erfahrungen aus der Begegnung mit Menschen, in deren Leben Gott und Glauben nicht (mehr) vorkommen

AKTUELLES PROJEKT

AKTUELLE STUDIE

KIRCHE ENTWICKELT SICH

Durchs Fenster geschaut: die Erprobungsräume (der EKM)

TERMINE & BERICHTE

REZENSIONEN

Zu dieser Ausgabe

Durchs Fenster geschaut: die Erprobungsräume (der EKM)

Eröffnen

In zwei Wochen kommen Studierende aus Göttingen nach Erfurt. Sie wollen „Erprobungsräume“ im Rahmen eines Seminars kennenlernen. Wahrscheinlich, weil „Erprobungsräume“ – ein Projekt der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland (EKM), das sich in ähnlicher Form mittlerweile auch in anderen Landeskirchen findet – die EKD erreicht haben und in das 11 (bzw. 12)-Punkte-Papier des Z-Teams Eingang fanden. Eine Studierende blieb skeptisch: „Sind das nicht ‚einfach‘ fresh expressions mit landeskirchlicher Förderung?“

Gute Frage, zweifellos. Sie soll hier den Auftakt bilden für einen flüchtigen Blick durch das Fenster der Erprobungsräume. *Was das ist*, möchte ich daran erläutern; *was wir damit erleben*, bildet den zweiten Teil dieses kleinen Artikels.

Die Frage der Studierenden ist irreführend und erhellend zugleich: Denn Fresh X sind in England weitgehend ohne Förderung entstanden. Dass sie emergieren und oft von Ehrenamtlichen getragen werden, ist typisch für sie. *Kann man Fresh X von oben fördern, ohne ihnen das Proprium zu nehmen?* Dann werden Menschen bezahlt, solche strategisch auf den Weg zu bringen! Selbst wenn es sich dabei noch um Fresh X handelte, „einfach“ wäre diese Art von Initiierung auf keinen Fall! Denn solche Förderung kann nur indirekt laufen; als Stimulation gewissermaßen.

Nun könnte man freilich noch die Kriterien ins Feld führen: Die vier britischen [missional, kontextuell, lebensverändernd, ekklesial; d. Red.] und die sieben deutschen (s. u.). Aber auch das ist müßig. Denn wir bewegen uns schon längst in einer weitaus komplexeren Situation, wo es nicht nur Fresh X und Erprobungsräume, sondern in den Niederlanden die Pioniersplekken gibt und in der Pfalz die Laboratorien und in Berlin die Dritten Orte usw. D. h. *Erprobungsräume und Fresh X sind keine Gattungsbezeichnungen, sondern Exemplare in der Gattung „neue Gemeindeformen“ oder „soziale Innovationen im Raum der Kirche“*. Und diese lassen sich überall dort beobachten, wo bewährte christliche Sozialformen dysfunktional geworden sind – vornehmlich in den sog. „Mainline-Churches“ weltweit, also auch in Australien, Chile, Südafrika und Kanada.

Erklären

Bei den mitteldeutschen Erprobungsräumen handelt es sich schlicht um die Erprobung *anderer Sozialformen* von Kirche (so sagt es die „Ordnung ‚Erprobungsräume‘“). Folgende Aspekte sollen diese knappe Definition erläutern:

1. Der *Raum*, von dem hier die Rede ist, ist nicht geographisch oder juristisch zu verstehen, sondern *sozial*. Es geht nicht um Strukturen, Arbeitsvorgänge oder Regionen, in denen Regelungen außer Kraft gesetzt werden, sondern um eine *andere Form des Miteinanders*. Das schließt virtuelle, passagere und fluide Varianten ausdrücklich ein.
2. Ein Erprobungsraum soll *anders sein* als die bewährte kirchliche Organisationsform, die Kirchengemeinde. *Anders* bezieht sich nicht notwendigerweise auf Symbolik, Theologie oder Bekenntnis, sondern auf volkskirchliche Organisationsprinzipien. Die basalen Merkmale *Parochie, hauptamtlicher Pfarrer* und *Gebäude* werden an *einer* Stelle außer Acht gelassen.
3. *Anders* muss nicht unbedingt *neu* heißen. „Innovation bezieht sich auf soziale Kontexte, so dass gleiche Handlungen in unterschiedlichen Kontexten und mit verschiedenartigen Zielbestimmungen durchaus innovativ sein können“ (Beetz 2005, 64). Es geht also nicht darum, „Dinge zum allerersten Mal zu denken,



Kirchenrat Dr. Thomas Schlegel leitet das Referat Gemeinde im Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland (EKM) und ist hier u. a. zuständig für den Prozess Erprobungsräume.

also zu erfunden, sondern vielmehr darin, bereits Bestehendes oder Bekanntes in einem anderen Setting neu zu denken“ (Schlegel u. a. 2016, 333).

4. Erprobungsräume werden mit oben genannter Definition vor allem *negativ beschrieben*: Die Kirchenformen sollen „anders“ sein (siehe 2). Wie „anders“ konkret aussieht, gibt die Landeskirche bewusst nicht vor. Das Logo der Erprobungsräume zeigt eine offene Klammer, die in der Mitte einen Freiraum bzw. einen Leerraum entstehen lässt. Genau darum geht es: Um das Eröffnen von Freiräumen, in denen mit anderen Kirchenformen experimentiert werden kann.
5. So unberührt und offen der Raum des Klammerlogos auch sein mag: Darin soll *Kirche* entstehen. Dies ist das einzige inhaltliche Kriterium, dem ein Erprobungsraum genügen muss. Das heißt aber auch: Es muss nichts anderes als Kirche entstehen. Um Kirche zu beschreiben, haben wir eher vermittelnd verschiedene Linien kompiliert: die klassischen drei (bzw. vier) Dimensionen der katholischen Tradition, die Confessio Augustana und Impulse aus der anglikanischen Gemeindeentwicklung. Sie sind eingeflossen in gewisse Merkmale, die den Erprobungsräumen zu eigen sein sollen. Diese Merkmale sind noch mit situationsbezogenen Erfordernissen angereichert worden. So weisen die Erprobungsräume folgende Kennzeichen auf:
 - In ihnen entsteht Gemeinde Jesu Christi neu.
 - Sie überschreiten die volkskirchliche Logik an mindestens einer der folgenden Stellen: Parochie, Hauptamt, Kirchengebäude.
 - Sie erreichen die Unerreichten mit dem Evangelium und laden sie zur Nachfolge ein.
 - Sie passen sich an den Kontext an und dienen ihm.
 - In ihnen sind freiwillig Mitarbeitende an verantwortlicher Stelle eingebunden.
 - Sie erschließen alternative Finanzquellen.
 - In ihnen nimmt gelebte Spiritualität einen zentralen Raum ein.

Für das Entstehen solcher Erprobungsräume möchte die EKM Anreize setzen, in Form von Finanzen, aber vor allem durch ein inspirierendes Begleitprogramm, die Vernetzung von Akteuren und künftig auch verstärkt in Bildungsformaten. Solche Gemeindeformen können letztlich nur stimuliert werden, denn die Subjekte des Erprobens sitzen vor Ort, in Kirchengemeinden, in Gemeindegruppen, Einrichtungen oder Kirchenkreisen.

Erproben

Dass unsere Erprobungsräume auf das *Erproben* verweisen, ist nicht zufällig. In Aufnahme einer Traditionsspur, die bei Ernst Lange beginnt, hoffen die Verantwortlichen, dass mit dem Erproben Haltungsveränderungen und eine Verflüssigung von kirchlichen Strukturen verbunden sind. Die EKM möchte sich damit *auf den Weg* machen.

Erproben: Das ist einerseits eine heuristische Strategie zum Lösen von Problemen, die man im Alltag intuitiv anwendet. Wenn man z. B. den Code für das Fahrradschloss vergessen hat, probiert man vertraute Zahlenkombinationen aus. Das Erproben als Phänomen muss aber weiter gefasst werden. Es steht für eine Einstellung, eine Haltung zur Welt um uns herum. Da diese nicht offen und fertig vorliegt, benötigt es das permanente Testen und Durchspielen von Ideen, Lebensentwürfen und Optionen. Die experimentelle Vorgehensweise der darstellenden Kunst in ihrem Versuch, Dinge immer wieder anders und neu zu sehen, Farben zu variieren, Rahmungen aufzulösen und Abstraktionen voranzutreiben, kann als Inbegriff eines zeitgenössischen Lebensstils verstanden werden. „[F]ast möchte man sagen, die Modernität des Zeitalters und der Geist des Experimentellen seien ein und dasselbe“ (Gamm/Kertscher 2011, 10).

Dies bildet den Horizont des Erprobens in der EKM. So lassen sich die Erprobungsräume als ein Versuch verstehen, der Liquidität des Umfelds zu begegnen. Im Gefühl permanenten Wandels und eines immerwährenden Testbetriebs möchte unsere Kirche ein experimentelles Selbst- und Weltverhältnis einüben, eine lernende Haltung gewinnen und dem Erproben anderer Formen des Kirche-Seins Raum geben. Solche Zeitgenossenschaft versteht sie nicht als billige Anpassungsleistung, sondern als Erinnerung an das biblische Leitbild eines wandernden Gottesvolkes. „Als Gemeinde unterwegs“ war denn auch der Prozess der ersten EKM-Synode überschrieben, in dessen Rahmen der Beschluss zu den Erprobungsräumen gefallen ist. Zum „Weg-Erproben“ gehört, dass man das Ziel noch nicht sieht, in Sackgassen gerät und Schleifen dreht

mus. So sind die Erprobungsräume kein ausgefeiltes „Reformprogramm“ mit klaren Meilensteinen, fixen Zielen und definierten Prozessschritten. Oft sind auch wir als Verantwortliche ratlos und wissen nicht, wie es geht. Das öffnet die Tür für ernsthafte Beratung und ein intuitives bzw. pragmatisches Vorgehen. Offenbar ist dies auch der goldene Weg in komplexen Situationen, wie die [Cynefin-Matrix](#) nahelegt.

Erfahren

Nach sechs Jahren merken wir, dass die EKM durchaus in *Bewegung* gekommen ist. Oder besser: Die Erprobungsräume weisen als gesamter Prozess Merkmale der Bewegung auf (vgl. dazu u. a. Hauschildt/Pohl-Patalong 2013, 144 f.): Darin sind Individuen oder Gruppen lose zusammengeschlossen, sie eint der Wille, den Status quo zu verändern, der Aufbruchcharakter zeigt sich u. a. am persönlichen Engagement; überhaupt spielt die Vernetzung von Personen eine wichtigere Rolle als z. B. Ämter oder Hierarchien. Die Affinität der Erprobungsräume mit einer Bewegung ist ihnen schon vom Konzept her eingeschrieben. Denn Bewegungen zeichnen sich durch „Flexibilität der Formen“ und den „Mut zum Experiment“ (Pohl-Patalong 2021, 72) aus, beides Charakteristika, die man mit dem landeskirchlichen Prozess bewusst fördern wollte.

Dazu passt, dass die Erprobungsräume zusammenbrachten, was schon da war. Viele der Initiativen experimentierten schon lange, bevor es dieses Förderprogramm gab. Damit wurde also nicht nur Aufbruch ermöglicht, sondern vor allem eingesammelt. Im Ergebnis partizipiert(e) unsere Kirche also von Bewegungen, die sie nicht verursacht hat, aber die sie vernetzte. Die Bedeutung der Erprobungsräume als *Kristallisationspunkt* kann wohl nicht überschätzt werden.

Damit hängt zusammen, dass *Begleitung und Vernetzung* viel mehr Aufmerksamkeit verdienen, als anfangs gedacht. Zunächst lag das Augenmerk darauf, überhaupt Erprobungsräume in der EKM auf den Weg zu bringen. Als es aber immer mehr wurden, merkten wir, dass es nicht nur um die Initiierung, sondern auch um die Etablierung geht – und waren in diesem Zusammenhang fast ein wenig überrascht, als auch die Akteure und Akteurinnen das einforderten: Sie sollten gar nicht so sehr in Ruhe gelassen werden, wie wir anfangs meinten, sondern freuten sich über Besuche, wünschten Beratung und nahmen Vernetzung und Inspiration dankbar auf. Dies sind die zentralen Steuerungsinstrumente im Prozess.

Natürlich auch die *Finanzen*. Geldmittel setzen Anreize, die erwünschten Dinge anzustreben bzw. umzusetzen. Wenn man Innovation möchte, muss man diejenigen belohnen, die innovativ sind. So einfach könnte man den Mechanismus beschreiben. So simpel verhält er sich aber in der Praxis nicht. Geld weckt Neid; Geld stellt still; Geld verändert die Motivation usw. Monetäre Ressourcen sind eine durchaus ambivalente Steuerungsgröße. Auch deshalb kehrt die Förderrichtlinie von 2020 die Logik um: Das Programm „Erprobungsräume“ soll nur noch sekundär als Finanzgeber verstanden werden; in erster Linie soll durch Begleitung und Vernetzung gefördert werden.

Schaut man auf die *Erprobungsräume* vor Ort, so könnte man summarisch formulieren: Kirche begegnet dort eher als fluides Netzwerk, hat starke Anklänge an die Form der Gruppe, ist bewegungsförmig, offen, spontan – und auch vergänglich. Die Unsicherheit trägt zum Charme der einzelnen Initiativen bei und erhöht den Wert von Personen und ihren Anliegen. Beziehungen sind generell wichtiger als institutionelle Strukturen. Wer da ist, gehört dazu. Sachargumente schlagen Hierarchie und Mitgliedschaft. Der Raumbezug spielt eine eminent wichtige Rolle, auch wenn dies nicht die Nachbarschaft sein muss, sondern verschiedene Orte oder die digitale Welt umfassen kann. Nähe und Dienst sind Schlüsselbegriffe für die Wirkung von Erprobungsräumen. Präsenz ist wichtiger als Programm, Verlässlichkeit wichtiger als Aktionismus. Erprobungsräume richten sich nicht an alle und bieten auch kein Komplettdienstprogramm an. Kirche erscheint hier fragmentiert und ergänzungsbedürftig, ist eher als Knoten im Netz kirchlicher Akteure zu sehen. Erprobungsräume sind mittelgroß.

Anfangen und Beenden

Wie verhalten sich solch neue, nichtparochiale Gemeindeformen zur Ortsgemeinde? Fünf Jahre Erprobungsräume haben das schöne Leitbild einer „*mixed economy*“ erweitert und in gewisser Weise geerdet: Ja, solches Miteinander gibt es; aber es gibt auch Nebeneinander und durchaus Gegeneinander. Dass sich dies oder jenes einstellt, dafür sind oft ganz allgemeine Regeln der Kommunikation und Kollegialität ausschlaggebend.

Meine Euphorie in Sachen *mixed economy* hat abgenommen. Weniger wegen der praktischen Erdung in der EKM. Sondern wegen eines Miss-

verständnisses, zu dem das Konzept schnell führen kann: Denn als blankes Nebeneinander kann es den Status quo zementieren und wird so zur Mogelpackung. Das Neue will man – *und* das Alte auch! Da geht es den Landeskirchen im Großen wie dem Pfarrer im Kleinen genau gleich: In der Regel *verstehen wir Neuerungen in evangelischer Kirche additiv*: Sie treten neben das Bestehende und ergänzen es. Man hübscht das Nebeneinander rhetorisch mit der postmodernen Vielfalt auf und macht daraus ein Konzept: Es ist für jeden etwas dabei! Der volkskirchliche Reflex, allen eine Heimat bieten zu wollen, tut das Übrige: Wenn das hinter *mixed economy* steckt, ist es ein Euphemismus für fehlenden Mut, sich zu verabschieden.

Gerade im Umkreis des Innovationsprogramms Erprobungsräume ist die Erkenntnis gewachsen: *Ohne konsequente Abschiede wird es auch keinen Neuanfang geben!* Diese Aussage mag überraschen. Folgen die Erprobungsräume nicht der Idee, Innovationen *neben* dem Bestehenden zu etablieren? Gerade dadurch sollen sie auf das Gesamtsystem zurückstrahlen! Und so denken auch Erprobungsräume Innovation additiv. Ja, das ist richtig. Aber gerade, wo das Zurückstrahlen gelingt und ein innovatives Klima entsteht, wird deutlich: Viele Kollegen sind offen für Innovation und Neuanfänge inmitten ihrer ganz klassischen parochialen Arbeit. Das hat Corona bekräftigt. Aber sie können sie nicht umsetzen, wenn es keinen gezielten Kirchen-Lockdown gibt, der Freiräume ermöglicht! Die Verwaltung des Bestehenden bindet sie derart, dass schlichtweg die Luft fehlt, neue Wege zu gehen. Das konzeptlose Schrumpfen mit dem „Immer-weiter-so“ fällt uns doppelt vor die Füße. Weil sich dadurch die immer gleiche Arbeit so verdichtet hat, dass die Zeitgenossen noch weniger Nischen für Innovatives finden als ihre Eltern-generation. Wenn wir die innovationsfreudigen Menschen nicht noch weiter frustrieren wollen, benötigen sie Freiraum und Rückenstärkung für das Neue! Vermutlich wirken Erprobungsräume auch deshalb so attraktiv für junge Kolleginnen und Studenten. Die Gruppe aus Göttingen hat sich jedenfalls intensiv mit dem Konzept beschäftigt. Hoffentlich wird sie bei ihrem Besuch ermutigt, Neues zu probieren. Auch wenn dies heißen kann, alte Zöpfe abzuschneiden.

Literatur

Beetz, Stephan, Innovationsmilieus und Innovationsdeutungen in ländlich-peripheren Regionen, in: Altröck, Uwe u. a. (Hg.), *Landliebe – Landleben. Ländlicher Raum im Spiegel von Sozialwissenschaften und Planungstheorie* (Reihe Planungsgrundschau 12), Cottbus 2005, 51–67.

Gamm, Gerhard/Kertscher, Jens, Eine Reihe schöner Experimente, in: dies. (Hg.), *Philosophie in Experimenten. Versuche explorativen Denkens*, Bielefeld 2011, 9–14.

Hauschildt, Eberhardt/Pohl-Patalong, Uta, *Kirche* (Lehrbuch Praktische Theologie 4), Gütersloh 2013.

Ordnung „Erprobungsräume“, 2020 (abgerufen am 24.6.2021).

Pohl-Patalong, Uta, *Bewegung, Gruppe und ein wenig Organisation*, in: Schlegel, Thomas/Reppenhausen, Martin (Hg.), *Kirche in der Diaspora. Bilder für die Zukunft der Kirche*. Festschrift zu Ehren von Michael Herbst, Leipzig 2021, 53–75.

Schlegel, Thomas u. a., *Landaufwärts – Innovative Beispiele missionarischer Praxis in peripheren, ländlichen Räumen*. Die Greifswalder Studie, in: Kirchenamt der EKD (Hg.), *Freiraum und Innovationsdruck. Der Beitrag ländlicher Kirchenentwicklung in „peripheren Räumen“ zur Zukunft der evangelischen Kirche* (Kirche im Aufbruch 12), Leipzig 2016, 171–344.

AUSGABE 2 | 2021

Editorial

Stellvertretung

Weil niemand allein leben kann

Biblische Schlaglichter auf die Frage der Stellvertretung

Stellvertretung als theologische Grundkategorie im Horizont einer missionarischen Kirche

Für alle, weil für wenige?

Stellvertreterreligion als Modell der Zukunft der Kirche in Europa?

Solidarität zwischen Gott und den Menschen

„Heute ist Beten die größte Wohltat, die man der Welt erweisen kann“ (Madeleine Delbröl)

Stellvertretung durch Christen?

Stellvertretung: Ein monastischer Blick

Erfahrungen aus der Begegnung mit Menschen, in deren Leben Gott und Glauben nicht (mehr) vorkommen

AKTUELLES PROJEKT

AKTUELLE STUDIE

KIRCHE ENTWICKELT SICH

TERMINE & BERICHTE

„Für uns ist das Digitale einfach ein anderer Ort“

REZENSIONEN

Zu dieser Ausgabe

„Für uns ist das Digitale einfach ein anderer Ort“

Konferenz der Internetseelsorge-Beauftragten 2021

Nach der guten Erfahrung mit der Online-Konferenz 2020 und bei leider erst langsam fallenden COVID-Inzidenzwerten fand die Konferenz der Internetseelsorge-Beauftragten am 19. und 20. Mai auch in diesem Jahr wieder als Videokonferenz statt.

Im ersten Teil berichteten als Gastreferenten Maren Trümper und Daniel Konnemann von den Erfahrungen der Exodus-Gemeinschaft in Hannover, die im Frühjahr 2020 schnell und mit großer Selbstverständlichkeit von Gottesdiensten vor Ort zu digitalen Formaten übergegangen war. Während die Gruppe von aus einer Jugendkirche „herausgewachsenen“ jungen Erwachsenen und Familien sonst monatlich miteinander Gottesdienst feiert und dabei in verschiedenen Kirchengebäuden zu Gast ist, nutzte man nach Beginn der pandemiebedingten Kontaktbeschränkung zunächst einen Livestream via Twitch und fand dann in Videokonferenzen das passende Medium. Ebenso wie in einem noch unbekanntem Kirchenraum habe man auch im Konferenzraum der Plattform Zoom die Möglichkeiten und Grenzen des Raumes erkundet und genutzt, um damit Gottesdienste zu gestalten, die von der Gemeinschaft als erfüllend empfunden werden. Die dafür wichtigen Elemente – Bezug zum Leben der Mitfeiernden, Musik und Ästhetik, berührende Zeichenhandlungen, Beteiligung – sind auch im Digitalen realisierbar. Der Zoom-Gottesdienst ist für die Gemeinschaft Normalität geworden; der bisherige Kreis erweitert sich um Menschen, die so ortsunabhängig teilnehmen können. In Zukunft werden die Gottesdienste von Exodus wohl hybrid sein, um entfernte Mitfeiernde weiter einbeziehen zu können.

Die Partizipation in Vorbereitung und Durchführung ist dabei eher größer als bei den gewohnten Gottesdiensten. Manche trauen sich leichter, im Digitalen einen Part zu übernehmen (Ansprache, Segen, Anleiten einer Zeichenhandlung) als vor der am Ort versammelten Gemeinde; dadurch werden Charismen aktiviert und eingebracht.

Randgespräche und private Begegnung kamen zuerst zu kurz, dafür mussten bewusst Räume geschaffen werden (Plauderrunde nach dem Gottesdienst), damit Leben auch hier geteilt werden kann.

Sakramente fehlen derzeit durch den konsequenten Wechsel ins Digitale – neben dem Verzicht auf die Eucharistie bedeutet das z. B. einen „Taufstau“ –, aber Sakramentalität im Sinn von sinnlich-symbolischer Erfahrbarkeit der Nähe Gottes ist auch digital erlebbar durch Rituale bzw. Zeichenhandlungen, etwa Agapefeiern, die bei Exodus vorher schon vertraut und eingeübt waren. Hierbei werden häufig Alltagsgegenstände, die die Mitfeiernden jeweils zur Hand haben, eingesetzt.

Exodus hat manches vom „anderen Ort“ Internet gelernt – die Erfahrung online hat zur Entwicklung der Gemeinschaft beigetragen. Inspiration durch und Kooperation mit anderen Angeboten ist leicht und ortsunabhängig möglich.

Exodus liegt als private Initiative quer zur pfarreizentrierten (und damit territorialen) kirchlichen Struktur und trägt sich im Wesentlichen selbst aus tätigen und finanziellen Beiträgen der Mitglieder. Das ist herausfordernd (z. B.: „Dürfen wir als Nicht-Pfarrei trauen, taufen, firmen?“), bietet aber auch Chancen, beispielsweise eigene Leitungsformen und Entscheidungsprozesse zu finden.

Die Beauftragten aus den Bistümern legten vergleichbare Erfahrungen aus ihren digitalen Angeboten dazu. Ein wesentlicher Punkt der folgenden Diskussion war die Feststellung, dass das Internet als interessanter Ort, von dem für die Pastoral gelernt werden kann und der als „anderer Ort“ pastorale Chancen bietet, auf den Leitungsebenen der Bistümer nur wenig im Blick ist – ebenso wenig wie eine den gewohnten Rahmen sprengende Gemeinschaft wie Exodus. Digitale Angebote gelten als



Andrea Imbsweiler ist Referentin für Evangelisierung und Digitalisierung bei der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

Spielwiese, die nicht recht zu der territorialen Pfarrestruktur passt, auf die sich die Pastoral nach wie vor konzentriert. Selbst erfolgreiche, innovative Projekte, deren Erfahrungen zur Kirchenentwicklung insgesamt sicher einiges beitragen könnten, werden vielfach auch im eigenen Bistum nicht gesehen und kaum unterstützt. Die Corona-Zeit hat zwar positive Erfahrungen im Digitalen gebracht, aber angesichts notwendiger Einsparungen geht es nun dennoch eher darum, möglichst viel vom Vertrauten wiederherzustellen und zu bewahren, als darum, neue Chancen zu nutzen. Was digital in dieser Zeit entwickelt wurde und durchaus weiterlaufen könnte (und sollte), steht oft mangels Ressourcen vor dem Aus. Bündelung und damit Synergien fehlen. Die EKD ist den katholischen Bistümern in vielen Punkten offenbar deutlich voraus, da die Leitungsebene hinter der Idee *#digitalekirche* steht und Ressourcen dafür bereitstellt.

Die Erfahrungen von 2020/21 zeigen auf, dass das bekannte Argument der Niederschwelligkeit digitaler Angebote nach wie vor gilt. Zudem ist digital eine große Vielfalt an Stilen, Ästhetiken und Spiritualitäten ortsunabhängig erreichbar, die vor Ort nur selten möglich ist. Es fällt den kirchlichen Leitungsebenen meist schwer, aus Nutzer:innensicht zu denken und mit Kontrollverlust (der ohnehin geschieht!) umzugehen – etwa manche (territorial gesehen) „eigenen“ Nutzer:innen gehen zu lassen und andererseits „andere“ zu begrüßen. Sowohl im Digitalen wie auch in anderen Freiräumen geschieht z. B. liturgische und spirituelle Selbstermächtigung der Gläubigen, die theologisch angezeigt und angesichts der schwindenden Zahlen und Ressourcen notwendig ist, aber dennoch sowohl im analogen wie im digitalen Kontext Widerstand hervorruft. Fragen nach Leitungsverständnis, Partizipation, Begabung und Sendung der Gläubigen oder auch Sakramentalität und Konfessionalität stellen sich zunehmend in der Pastoral allgemein und begegnen im digitalen Kontext noch einmal zugespitzt. Die Erfahrungen aus den digitalen Angeboten können zur Kirchenentwicklung insgesamt beitragen.

Es ist heute notwendig, Digitales und das vertraute Analoge zusammen zu sehen, nicht getrennt; ein Sowohl-als-auch zu fördern; in beiden Kontexten Selbstverantwortung zu begrüßen und Kontrollverlust zu akzeptieren. Das Digitale ist keine fremde, feindliche oder zumindest defizitäre (Sonder-)Welt, sondern „einfach nur ein anderer Ort“ in der einen Wirklichkeit, in der wir leben, an dem ebenso wie an allen anderen Orten Gottes „ICH BIN DA“ gilt. Das Digitale sollte in allen pastoralen Bereichen mitgedacht, nicht als Sonderaufgabe betrachtet werden.

Da der Begriff „Internetseelsorge“ erfahrungsgemäß immer noch sehr mit der Vorstellung einer Sonderform des beratenden und begleitenden 1:1-Seelsorgekontakts (analog zur „Telefonseelsorge“) verbunden ist, schlagen die Beauftragten vor, mit Blick auf das viel weitere Feld der digitalen Möglichkeiten in der Pastoral den Begriff „Digitalpastoral“ zu nutzen. Die Rolle der diözesanen Beauftragten wandelt sich: Stand bisher die Verantwortung für ein zentrales pastorales Internetangebot der Diözese im Vordergrund, braucht es nun, wo es eine Vielzahl von pastoralen Akteur:innen in digitalen Kontexten gibt, eher Personen, die vernetzen, konzipieren, beraten, unterstützen, die Leitungsebenen informieren und Anwaltschaft für das Thema Digitalpastoral übernehmen.

Die nächste Konferenz soll am 1. und 2. Juni 2022 wieder digital stattfinden; ein Tag ist als offen ausgeschriebene Tagung zu einem Thema der Digitalpastoral geplant, ergänzt durch den fachlichen Austausch im kleineren Kreis. Zuvor gibt es am 4. Oktober 2021 und am 2. Februar 2022 die Möglichkeit zu einem jeweils etwa zweistündigen „Stammtisch Digitalpastoral“, ebenfalls per Videokonferenz (bei Interesse, daran teilzunehmen, bitte Mail an imbsweiler@kamp-erfurt.de).

AUSGABE 2 | 2021

Editorial

Stellvertretung

Weil niemand allein leben kann

Biblische Schlaglichter auf die Frage der Stellvertretung

Stellvertretung als theologische Grundkategorie im Horizont einer missionarischen Kirche

Für alle, weil für wenige?

Stellvertreterreligion als Modell der Zukunft der Kirche in Europa?

Solidarität zwischen Gott und den Menschen

„Heute ist Beten die größte Wohltat, die man der Welt erweisen kann“ (Madeleine Delbrèl)

Stellvertretung durch Christen?

Stellvertretung: Ein monastischer Blick

Erfahrungen aus der Begegnung mit Menschen, in deren Leben Gott und Glauben nicht (mehr) vorkommen

AKTUELLES PROJEKT

AKTUELLE STUDIE

KIRCHE ENTWICKELT SICH

TERMINE & BERICHTS

REZENSIONEN

Durchblicke

In Zukunft leiten

Bange Zuversicht

Lebenslänglich!

Zu dieser Ausgabe

Durchblicke

Texte zu Fragen über Glauben, Kultur und Literatur

C. S. Lewis fasziniert und provoziert – auch in der Auseinandersetzung mit dem christlichen Glauben. Der 1898 in Belfast geborene und 1963 in Oxford gestorbene Schriftsteller und Literaturwissenschaftler bildete zusammen mit anderen Literaten und Geisteswissenschaftlern, u. a. J. R. R. Tolkien, dem Autor des „Herrn der Ringe“, in Oxford den berühmten literarischen Diskussionskreis „Inklings“. Lewis selbst gilt als einflussreicher christlicher Apologet und ist u. a. durch die auch verfilmten „Chroniken von Narnia“ (erschienen 1950–1956) bekannt, die zahlreiche biblisch-christliche Themen aufnehmen. Neben den Narnia-Geschichten und anderen Klassikern wie „Pardon, ich bin Christ“ („Mere Christianity“, 1952), „Die große Scheidung“ („The Great Divorce“, 1945) oder „Dienstanweisung für einen Unterteufel“ („The Screwtape Letters“, 1942) finden sich noch zahlreiche weitere Texte, die bisher nur in englischer Sprache vorlagen und größtenteils vom 2020 verstorbenen Walter Hooper herausgegeben worden waren. Mit dem zu besprechenden Band liegt nun erstmals eine wohl überlegte Auswahl an Vorträgen, Essays, Briefauszügen und Passagen zu Fragen über den Glauben, zur Kultur und Literatur auch in deutscher Übersetzung vor. Sie wurden von Norbert Feinendegen, der in katholischer Dogmatik mit der Arbeit „Denk-Weg zu Christus. C. S. Lewis als kritischer Denker der Moderne“ promovierte und langjähriges Vorstandsmitglied der deutschen Inklings-Gesellschaft war, ausgewählt, zusammengestellt, übersetzt und herausgegeben. Die „Durchblicke“ sind eine wahre Fundgrube für Lewis-Interessierte und ermöglichen sowohl einen ersten als auch einen neuen Blick auf diesen herausragenden christlichen Denker.

Der Band selbst wird durch eine knappe Einführung (7–28) eröffnet. Dort findet sich für jeden einzelnen Lewis-Text eine kurze Einführung, in der die vielfältigen Hintergründe und Zusammenhänge herausgearbeitet werden. Die Durchblicke selbst gliedern sich in drei Teile und versammeln dabei Schriften aus allen Bereichen, in denen C. S. Lewis gearbeitet hat: philosophisch-theologische, geistesgeschichtliche und literaturwissenschaftliche Durchblicke. Die dort versammelten Texte sind ausdrücklich nicht chronologisch geordnet, da „das erwachsene (christliche) Denken von C. S. Lewis keinen wesentlichen Wandel mehr durchgemacht hat“ (9). Nachgestellt sind ein Verzeichnis der Anmerkungen (377–395) sowie der englischen Erstveröffentlichungen (397–399). Den Abschluss bildet ein Anhang mit Fotos aus C. S. Lewis' Leben (401–416).

Das umfangreichste erste Kapitel (29–153) widmet sich philosophisch-theologischen Fragen. Hier sei ein 1945 gehaltener und 1970 erstmals veröffentlichter Vortrag herausgegriffen, der auf einer Versammlung von anglikanischen Priestern und Jugendleitern der Kirche von Wales gehalten wurde. Er widmet sich der „Christlichen Apologetik“ und erläutert die Grundzüge von Lewis' eigenem apologetischen Vorgehen. Vieles davon mutet überraschend aktuell und relevant an. So konstatiert Lewis knapp, dass die grundlegende „Situation eine missionarische“ und Großbritannien „Missionsgebiet“ (80) geworden sei. Hier bietet er Anregungen, wie ein solches missionarisches Handeln aussehen könnte. Sein Ausgangspunkt ist hierbei der „Glauben, der von den Aposteln gepredigt wurde, von den Märtyrern bezeugt, in den Glaubensbekenntnissen verkörpert, von den Kirchenvätern ausgelegt“ (75) – er blickt also auf den Glauben der Kirche, unterscheidet ihn von rein „persönlichen Überzeugungen“ (ebd.) und sucht seinen Hörern im Blick auf die Verkündigung des Glaubens die Grenzen einer Anpassung an den Zeitgeist aufzuzeigen (77). Damit rückt für ihn auch die Wahrheitsfrage in den Fokus, die für jegliche Glaubenskommunikation entscheidend ist, denn „das Christentum [ist] eine Äußerung [...], die, wenn falsch, ohne jeden Belang ist, wenn wahr, aber von unendlichem Belang“ (90; vgl. auch 76) ist. Im Zuge dessen richtet Lewis einen Appell an seine Hörer, „das Christentum [nicht] zu verwässern“ (87). Konkret schlägt er u. a.



C. S. Lewis, *Durchblicke. Texte zu Fragen über Glauben, Kultur und Literatur. Deutsche Erstveröffentlichung von Essays, Vorträgen, Briefauszügen und Passagen aus dem Werk von C. S. Lewis, ausgewählt, zusammengestellt und übersetzt von Norbert Feinendegen, Basel: Fontis-Verlag 2019, ISBN: 978-3-03848-168-3, 416 Seiten, € 18,00.*

vor, nicht mehr Bücher über das Christentum zu schreiben, sondern fordert mehr „Bücher von Christen über andere Themen – mit ihrem Christentum im Hintergrund“ (78). Lange vor allen Milieustudien blickt er auf die unterschiedlichen Adressaten christlicher Verkündigung, plädiert für deren erfahrungsgesättigtes (nicht vermeintliches!) Kennenlernen und fordert dazu auf, sich immer wieder neu auf Sprache und Lebenswelten des Gegenübers einzulassen. Ähnlich wie aktuellste Beispiele, die sich mit der kirchlichen Sprache auseinandersetzen (z. B. [Feddersen/Gessler, Phrase unser](#)), fertigt er Wortlisten an, die verdeutlichen, was viele mit bestimmten kirchlichen Begriffen verbinden. Ausgehend von diesen Überlegungen stellt sich hier die Frage, ob Lewis Verkündigung als eine Übergabe eines materialmäßig bestimmbareren, systematisch zu ordnenden Glaubensinhalts versteht, der einfach von einem zum anderen weitergegeben werden könnte, oder ob Verkündigung in diesem Ansatz auch als ein personales und geschichtlich individuelles Geschehen interpretiert werden könnte und müsste. So ist man mit diesem Text in aktuellste Debatten hineingeworfen.

Die geistesgeschichtlichen Durchblicke (155–256) bieten Einführungen in die Literatur sowie das Natur- und Menschenbild des Mittelalters und der Renaissance sowie Anmerkungen zur Frage der Bedeutung einer einseitigen naturwissenschaftlichen Perspektive auf die Welt. In seiner Antrittsvorlesung als Professor an der Universität Cambridge aus dem Jahr 1954 warnt Lewis, ebenfalls hochaktuell, vor Geschichts- und Kulturvergessenheit. Ebenfalls zeigt er in einem Beitrag auf, wie er sich eine „Weihnachtspredigt für Heiden“ vorstellt – trotz zum Teil überkommener Terminologie lesenswert, auch angesichts des anzunehmenden katechumenalen oder gar vorkatechumenalen Status vieler getaufter Christen. Die literaturwissenschaftlichen Durchblicke (257–274) versammeln hierzulande größtenteils unbekannte Überlegungen Lewis', u. a. zum Problem der Metaphorik der Sprache, zum Verhältnis von Psychoanalyse und Literaturkritik oder zur Frage, was Dichtung überhaupt ist. Seine Besprechungen der Bücher „Der Hobbit“ und „Der Herr der Ringe“ seines Freundes J. R. R. Tolkien, den er für den Nobelpreis vorgeschlagen hat, sind erhellend. Berührend sind seine Erwiderungen gegenüber denen, die ihm im Blick auf seine Narnia-Geschichten christliche Propaganda vorwarfen, sowie seine Erklärung, wie und warum er Kinderbücher schreibt.

Der Band will mehr sein als ein „Sammelsurium von Stellungnahmen zu völlig unterschiedlichen Themen“ (8) – ein Anliegen, das er erfüllt. Lewis' Ausführungen bieten sowohl Orientierung als auch kontroverse und provokante Diskussionsgrundlage. Beeindruckend ist dabei die vielfach durchscheinende Überzeugung, dass „jemand, der nicht in der Lage ist, seine eigenen Glaubensüberzeugungen (ob nun religiös, philosophisch oder ästhetisch) in schlichter Sprache auszudrücken, entweder nicht weiß, was er eigentlich sagen will, oder selbst nicht hinter dem von ihm Behaupteten steht“ (8) – so formuliert es Feinendegen. Insofern kann dieser anspruchsvolle und empfehlenswerte Band auch als ein Diskussionsbeitrag in aktuellen Debatten, z. B. um die kirchliche Sprache, gelesen werden.

Markus-Liborius Hermann

AUSGABE 2 | 2021

Editorial

Stellvertretung

Weil niemand allein leben kann

Biblische Schlaglichter auf die Frage der Stellvertretung

Stellvertretung als theologische Grundkategorie im Horizont einer missionarischen Kirche

Für alle, weil für wenige?

Stellvertreterreligion als Modell der Zukunft der Kirche in Europa?

Solidarität zwischen Gott und den Menschen

„Heute ist Beten die größte Wohltat, die man der Welt erweisen kann“ (Madeleine Delbröl)

Stellvertretung durch Christen?

Stellvertretung: Ein monastischer Blick

Erfahrungen aus der Begegnung mit Menschen, in deren Leben Gott und Glauben nicht (mehr) vorkommen

AKTUELLES PROJEKT

AKTUELLE STUDIE

KIRCHE ENTWICKELT SICH

TERMINE & BERICHTE

REZENSIONEN

Durchblicke

In Zukunft leiten

Bange Zuversicht

Lebenslänglich!

Zu dieser Ausgabe

In Zukunft leiten

Analyse neuer Leitungsmodelle in pastoralen Räumen

Wie entwickelt sich Leitung in neuen und vor allem größeren pastoralen Räumen? Die vorliegende Studie richtet zur Beantwortung dieser Frage den Blick auf die (v. a. hauptamtlichen) Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter; konkret wurden im Bistum Würzburg „in den Jahren 2018 und 2019 etwa 35 leitfadengestützte Interviews [...] in fünf zukünftigen pastoralen Räumen durchgeführt. Befragt wurden in jedem pastoralen Raum alle Mitglieder des jeweiligen Leitungsteams, weitere pastorale oder andere hauptamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Verwaltungsangestellte, Verwaltungsleitungen sowie Ehrenamtliche“ (23).

Unter diesem fokussierten Blickwinkel nimmt die Studie Strukturen und Formen von Führung und Leitung auf systemischer, interpersoneller und personaler Ebene unter die Lupe, schaut also auf die Rahmenbedingungen ebenso wie auf die individuelle Situation der Mitarbeitenden – und insbesondere auf Arbeit und Leitung im Team.

Denn „[i]nsbesondere durch die Einbeziehung von weiteren Seelsorgerinnen und Seelsorgern in die Leitung der pastoralen Räume entstehen neue Leitungs- und Führungsinstanzen und somit ein neuartiges Macht- und Einflussgefüge“ (18), das die Studie ausleuchtet. Unterhalb und jenseits kirchenrechtlicher Regelungen haben sich mittlerweile institutionalisierte Formen herausgebildet, wie angesichts der Größe der pastoralen Einheiten und der begrenzten Personalressourcen Leitung und Seelsorge gestaltet werden. Die Studie identifiziert dabei zwei Grundtypen (35–38):

- zum einen das „CEO-Modell“: Alles im pastoralen Raum läuft beim Pfarrer (ggf. unterstützt durch eine Verwaltungsleitung) zusammen, der für Einheit und übergeordnete Leitung steht. „Seelsorgliche Fragen werden mit allen pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in fest terminierten Sitzungen auf Augenhöhe beraten“ (36).
- Beim „Leitungsteam-Modell“ entwerfen SeelsorgerInnen (LaiInnen und Ordinierte), die für die einzelnen Pfarreien des pastoralen Raums stehen, „gemeinsam die Strategie und die Agenda für den gesamten Raum und implementieren diese in den beteiligten Orten“ (37).

Wie der Auswertungsbericht konstatiert, „zeichnet sich keines der beiden Modelle durch eine strukturelle Überlegenheit aus“ (38). Auf jeden Fall ist ein streng hierarchisches Denken obsolet in den untersuchten Räumen und es wird gemeinsam nach praktikablen Formen der Zusammenarbeit gesucht. Eine Stärke der Studie und ihres Designs ist es, wie die dafür nötigen Aushandlungsprozesse herausgearbeitet werden. Da geht es um Kompetenzfragen sowie Kommunikations- und Abstimmungsprozesse ebenso wie um eine weitere „Grundsatzentscheidung“: Werden die Mitarbeitenden entsprechend ihrer Fähigkeiten und Aufgaben pfarreiiübergreifend tätig oder verteilt man die Zuständigkeiten doch territorial, so dass jede vormalig eigenständige Pfarrei weiterhin eine hauptamtliche Ansprechperson hat? Beides hat seine Vor- und Nachteile, weshalb einer der untersuchten Räume auch eine Mischform aufweist (52); sicherlich spielen hier auch sozialstrukturelle Gegebenheiten – z. B. das „Dorf-Kollektiv“ (30) vs. individualisiertere Religiosität – eine Rolle. Allerdings gibt der Auswertungsbericht zum Schluss doch zu bedenken: „In denjenigen untersuchten pastoralen Räumen, die das Denken in geographischen Größen überwinden möchten, deutet sich insgesamt eine grundlegende Veränderung im Rollen- und damit auch im Selbstverständnis der hauptamtlichen Akteure an. [...] Sie sehen ihre Aufgabe nicht in der Repräsentation oder Symbolisierung der Kirche vor Ort, sondern in der Befähigung der Menschen vor Ort, selber Kirche und Gemeinde vor Ort zu sein“ (145 f.).

In ähnlicher Weise ist die Frage nach der Einführung einer Verwaltungsleitung mit grundlegenden Fragen verbunden – nicht nur, aber auch mit der nach der Bereitschaft, Macht abzugeben (57).

Mit den großen pastoralen Räumen entsteht also eine neue Struktur, die



Johannes Först/Peter Frühmorgen (Hg.), *In Zukunft leiten. Analyse neuer Leitungsmodelle in pastoralen Räumen*, Würzburg: Echter Verlag 2020, ISBN: 978-3-429-05550-9, 288 Seiten, € 24,90.

bisher weder ausreichend rechtlich geregelt noch Berufsroutine ist. Vielmehr müssen sich erst praktische Routinen der Arbeit im Team sowie Regeln und Rollen einspielen. Dadurch, dass diese oftmals nur informell und nicht rechtlich abgesichert sind und auch nicht einem traditionellen Bild von Pfarrei(-Leitung) entsprechen, ergeben sich Unsicherheiten und Unklarheiten: Viele Nicht-Priester wünschen sich eine Sicherung ihrer vereinbarten Spielräume für den Fall eines Pfarrerswechsels (62). Und die Binnen- und Außenwahrnehmung von Leitung kann stark differieren: Beispielsweise nimmt die Kerngemeinde einer Einzelpfarrei den Priester, der regelmäßig mit ihnen Gottesdienst in ihrer Kirche feiert, eher als Ansprechpartner wahr als die vom Leitungsteam offiziell bestimmte zuständige Person (91).

Trotz vieler Herausforderungen und Probleme scheinen die Befragten aber das Arbeiten im Team in einem großen pastoralen Raum als Gewinn zu betrachten. „Viele Befragte sehen einen wesentlichen Grund für die Zukunftsfähigkeit teamorientierter Leitungsmodelle in der heterogenen Zusammensetzung des Teams“ (113): Hier können verschiedene Charismen ineinandergreifen und sich ergänzen. Zudem erweitert sich die eigene Wahrnehmung in Austausch und kollegialer Beratung, auch im gegenseitigen Ringen um gemeinsame Überzeugungen (117). Freilich wird von den Interviewten auch betont: Für die Arbeit im Team braucht es auch Personen mit den entsprechenden Eigenschaften und Einstellungen (121–126).

Schön arbeitet der Auswertungsbericht zudem einige hinter den Strukturfragen stehende pastorale und theologische Grundsatzfragen heraus, etwa: Wollen wir unsere Ressourcen weiterhin darauf verwenden, „lebendige Gemeinden“ (78) in der Fläche aufrechtzuerhalten? Achten wir mehr auf den Gemeinschaftscharakter von Kirche oder auf den „Dienst am Einzelnen und an seiner Glaubensbeziehung“ (85), nicht nur in der Kasualpastoral? Auch der Übergang von Versorgung hin zu Befähigung der Gläubigen wird thematisiert (80 f.).

Der eben vorgestellte Auswertungsbericht von Peter Frühmorgen, wissenschaftlicher Assistent am Würzburger Lehrstuhl für Pastoraltheologie, nimmt etwa die Hälfte des Bandes ein. Ihn ergänzen sieben Kommentare, also Aufsätze, die Ergebnisse der Studie aufgreifen und mit eigenen Überlegungen weiterführen.

Die Regensburger Professorin für Kirchenrecht *Sabine Demel* nimmt die Diskrepanz zwischen Kirchenrecht und faktischer Leitungspraxis, die sich im Auswertungsbericht zeigt, als Ansatzpunkt. Sie erinnert zum einen daran: „Ein Leitungsamt in der Kirche beinhaltet [...] nicht nur den sozialen Aspekt von Leitung, sondern immer auch den religiös-geistlichen Aspekt, Jesus Christus, das Haupt der Kirche, zu vergegenwärtigen“ (154); damit hebt sie die Bedeutung des Weihepriestertums hervor. „Andererseits gilt aber auch, dass dieses einheitliche und umfassende Leitungsamt [...] keineswegs All- und Alleinzuständigkeit des jeweiligen Amtsträgers erfordert“ (155). Demel fordert zudem – mit Blick auf das Kirchenbild des 2. Vatikanums –, „die Rechtsbestimmungen über die Dienste und Ämter in der Pfarrei ‚laienfreundlicher‘ zu gestalten“ (158). Zukunft sieht sie am ehesten im „Modell des *Pastoralteams* mit einer Vielzahl von SeelsorgerInnen unter der Leitung eines *Priesterteams*, das für mehrere Pfarreien zuständig ist“ (161).

Der Mitherausgeber des Bandes und Würzburger Professor für Pastoraltheologie *Johannes Först* nimmt Modernisierungsblockaden in der katholischen Kirche und die – teilweise ungewollten – Folgen vom Hängen an Traditionen in den Blick. So führe das starre Festhalten am zölibatären Priester und der damit verbundene Priestermangel in paradoxer Weise dazu, dass sich – notgedrungen – „neue Dienste, Ämter, Leitungs- und Gottesdienstformen“ entwickeln, „die von Männern wie von Frauen, von studierten, hauptamtlich tätigen Nicht-Priestern genauso wie von Ehrenamtlichen übernommen werden“ (177). Weiterhin verliere das weihegebundene Leitungsamt tendenziell seine pastorale Wirkmacht, da es durch die Beschäftigung mit für es reservierten Leitungsaufgaben die direkte Begegnung und damit die Beziehung zur „Basis“ verliere. In der Aufgabenorientierung, die in manchen der untersuchten pastoralen Räume praktiziert wird, sieht Först aber einen Gegenakzent (192).

Jan Loffeld, Professor für praktische Theologie in Utrecht, ortet hinter der Leitungsfrage, die die Studie behandelt, die Frage nach der Passung der „etablierten Strukturen, Plausibilitäten und Kausalitäten“ kirchlichen Lebens „für diese Zeit“ (196), die nicht mehr gegeben sei. Dabei diagnostiziert er u. a. eine Tendenz zu einer „sozialförmige[n] Antwort auf gegenwärtige Herausforderungen“ (206), also der Befassung etwa mit Strukturfragen, hinter der Theologie und Spiritualität zurücktreten. Weiterhin benennt er die Gefahr einer Milieuverengung, wenn man sich

zu sehr an denen orientiert, „die (noch) da sind“ (209).

Peter Frühmorgen vertieft den bereits im Auswertungsbericht vorhandenen starken Fokus auf Strukturen und Routinen unter Rückgriff auf die Strukturierungstheorie Anthony Giddens und schaut von dort her auf die Innovativität der neuen Leitungsformen in den pastoralen Räumen. Die Leitung im Team sieht er aber nur als „Reparaturinnovation“, als Nachjustierung in einem bestehenden System“ (231). Und: „Insgesamt verbleibt den Verantwortlichen vor Ort angesichts starker formaler Regelungen in den Bereichen der Außendarstellung (insbesondere in der Liturgie), der kodifizierten Normen sowie der Finanz- und Personalverwaltung nur die Möglichkeit, auf informeller Ebene Veränderungen herbeizuführen“ (236).

Die Linzer Assistenz-Professorin für Pastoraltheologie *Judith Klaiber* „konfrontiert“ die Würzburger Studie mit einer eigenen „pastoraltheologischen Studie mit nicht-kirchlichen Führungskräften aus dem österreichischen Top-Management unter dem Fokus ‚Macht. Führung. Sinn?‘“ (240). Der Aufsatz ist teilweise ein Anreißer von Literatur und Themen der Führungsforschung, teilweise ein Nebeneinanderstellen von Befunden aus beiden Studien. Eine der Anregungen daraus ist, einmal zu untersuchen, wie prägend sich eigene frühere Erfahrungen als selbst geführte Personen auswirken, wenn man nun selbst (pastorale) Leitungsfunktionen ausübt (256).

Eine kurze organisationspsychologische Überlegung steuert *Johannes Schaller*, Präsident der SRH Hochschule für Gesundheit in Gera, bei. Er vermisst im Auswertungsbericht die Perspektive der „Kunden“. „Wenn die Ausrichtung an ein externes Ziel, wie z.B. die Kundenzufriedenheit fehlt, dann [...] besteht innerhalb von Gruppen die Gefahr, sich mit sich selbst zu beschäftigen, die eigenen Strukturen, Rollen, Abläufe in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stellen – und dabei die Außenorientierung zu verlieren“ (267). Damit bescheinigt er der Studie von ihrer Anlage her zumindest Ergänzungsbedürftigkeit.

Schön ist, dass ein Beitrag des wissenschaftlichen Nachwuchses die Studie abrundet: *Marie-Christin Herzog* und *Magdalena Hürten*, Studentin bzw. wissenschaftliche Mitarbeiterin, haben am Forschungsprojekt mitgearbeitet. In ihrem Aufsatz gehen sie „ausgewählten Fragen bezüglich der Rollenveränderungen der hauptamtlichen Laien“ (272) nach und vertiefen damit einige Aspekte der Studie, etwa das Schwinden der klassischen Seelsorgerrolle oder die Begleitung von Ehrenamtlichen. Wichtig ist sicher der Hinweis, dass trotz der in den Interviews berichteten Bedeutung der Teamarbeit damit Unterschiedliches verstanden wird, wobei „Team“ nicht unbedingt mit Gleichberechtigung verbunden sein muss (280).

Die Studie trägt durch ihren nüchternen Blick auf die (De-facto-)Praxis sicherlich zur empirischen Erdung pastoraler Umstrukturierungsprozesse bei, wie sie derzeit in allen Bistümern ablaufen. Sie identifiziert und beleuchtet pastorale Grundentscheidungen, die in großen pastoralen Räumen anzugehen sind, und erläutert die Bedingungen, unter denen sie ablaufen.

Wie der Aufsatz von Johannes Schaller deutlich macht, fokussiert die Studie dabei deutlich, indem insbesondere Hauptamtliche mit ihrer Sichtweise in den Blick kommen. Eine solche Konzentration ist legitim – sie kann ja immer noch durch weitere Studien ergänzt werden. Dennoch: Scheint dem Rezensenten die Perspektive der Ehrenamtlichen, von denen ja einige befragt wurden, schon etwas schwach vertreten zu sein, so kann er sich erst recht nicht des Eindrucks erwehren, dass die Hauptamtlichen ziemlich stark als die „Macher“ in den Pfarreien erscheinen, die *ihr* Programm planen und durchführen. Auch wenn die wachsende Bedeutung der Ehrenamtlichen erkannt ist (117–121), auch wenn der Eindruck vielleicht dem Studiendesign geschuldet ist, auch wenn sich hier die pastorale Realität widerspiegeln mag: Vielleicht liegt hier auch eine Problemanzeige verborgen.

Insgesamt zeigt die Studie sehr schön auf, wie sich – trotz struktureller Hindernisse – Stück für Stück und gerade im informellen Bereich die pastoralen Berufs- und Leitungsrollen wandeln. Ob sich hier – angesichts massiver Abbrüche beim hauptamtlichen Personal in den nächsten Jahrzehnten – bereits Ansätze einer *langfristigen* Zukunftsfähigkeit entwickeln, bleibt aber die große Frage, die die Studie weder beantworten will noch kann.

Martin Hochholzer

AUSGABE 2 | 2021

Editorial

Stellvertretung

Weil niemand allein leben kann

Biblische Schlaglichter auf die Frage der Stellvertretung

Stellvertretung als theologische Grundkategorie im Horizont einer missionarischen Kirche

Für alle, weil für wenige?

Stellvertreterreligion als Modell der Zukunft der Kirche in Europa?

Solidarität zwischen Gott und den Menschen

„Heute ist Beten die größte Wohltat, die man der Welt erweisen kann“ (Madeleine Delbröl)

Stellvertretung durch Christen?

Stellvertretung: Ein monastischer Blick

Erfahrungen aus der Begegnung mit Menschen, in deren Leben Gott und Glauben nicht (mehr) vorkommen

AKTUELLES PROJEKT

AKTUELLE STUDIE

KIRCHE ENTWICKELT SICH

TERMINE & BERICHTE

REZENSIONEN

Durchblicke

In Zukunft leiten

Bange Zuversicht

Lebenslänglich!

Zu dieser Ausgabe

Bange Zuversicht

Was Menschen in der Corona-Krise bewegt

Paul Zulehner ist für viele unterschiedliche Themen gut. Trotz seiner Emeritierung und seines vorgerückten Lebensalters setzt er sich weiterhin aktiv mit den Vorgängen auseinander, die er wichtig findet; zuletzt hat er durch eine digitale Unterstützungsaktion für Papst Franziskus von sich reden gemacht. Nun hat er eine Umfrage durchgeführt, was Menschen in der Corona-Pandemie bewegt, wie sie damit umgehen, welche Gedanken ihnen wichtig sind, und legt die Ergebnisse vor. Es ist sehr angenehm und erfrischend, dass Wahrnehmungen von Kirche und Glaube erst am Schluss thematisiert werden. Größerer Raum wird gesellschaftlichen und persönlichen Fragestellungen eingeräumt.

Es geht um die Spaltungen in der Gesellschaft, um soziale Fragen, Abwägungen zwischen Gesundheit/Erhalt von Menschenleben und Wirtschaft, um Sicherheit und Freiheit, um Angst vor Abbau der Demokratie und staatlicher Kontrolle und Überwachung. Ebenso sind die Thematiken der Nachhaltigkeit und Klimapolitik, von Wirtschaft und Ökologie, Migration, von Individualismus und Solidarität, von Digitalisierung berührt. Die Frage, die wie ein Fixstern über dem Buch steht: Ist die Krise der Pandemie eine Chance für kreative Veränderungen? Oder anders: Werden wir etwas aus dieser Krise lernen? Und wenn ja, was?

In einem eigenen Teil (33–40) beschreibt der Autor die Ängste, die in der Befragung thematisiert werden. Neben (irrationaler) Hysterie steht bei vielen die Angst vor dem Verlust der Existenz und vor wirtschaftlichem Abstieg und die Sorge, dass Spontaneität und Unbefangenheit einer persönlichen Begegnung verlorengegangen sind. Ängste werden jedoch auch instrumentalisiert, das Vertrauen in die Politik sinkt. Es zeigt sich aber auch ein vernünftiges Umgehen mit den Ängsten und der Wille, sich nicht in Angst versetzen zu lassen. Insgesamt wird deutlich, dass das Gefühl um sich greift, nicht alles planen zu können und unter Kontrolle zu haben.

Ein weiterer Teil ist dem Balanceakt zwischen Freiheit und Solidarität (41–82) gewidmet. Mehrheitlich sind die Befragten dafür, dem Schutz der Gesundheit von Risikogruppen den Vorzug zu geben, andererseits gibt es die Erfahrung, dass manche sich ihre Freiheiten nicht nehmen lassen wollen. Diese Spaltung wird weiter beschrieben als die Abkehr von einem neo-liberalen Wirtschaftsmodell einerseits und die Sorge anderer vor einem sich schleichend entwickelnden Gesundheits-, Polizei- und Überwachungsstaat. Die wahrgenommene Lagerbildung zeigt sich auch zwischen der „Generation Ballermann“ (dabei Junge und Alte), deren Vertreter sich nicht einschränken lassen wollen, und Verschwörungstheoretikern, die ohne Rücksicht auf andere die erforderlichen Einschränkungen missachten. Es werden Konflikte zwischen Impfbefürwortern und Impfgegnern befürchtet. Freiheit, so Zulehner, ist nicht: Ich mache, was ich will. Er hofft mit einigen Befragten auf „[d]ie Pandemie als Lehrmeisterin für eine solidarisch gelebte Freiheit“ (49). Es wird eine Neubewertung von Globalität mit den internationalen Abhängigkeiten von Produkten und Lieferketten und die Aufwertung regionaler Produkte propagiert. Manche wünschen sich als Ergebnis der Pandemie die Entwicklung einer ökosozialen Marktwirtschaft und damit das Ende von Kapitalismus und Neoliberalismus.

Auch im Teil über „Alte und neue Normalität“ (83–150) werden Balancen beschrieben zwischen: „Es wird kein Stein auf dem anderen bleiben“ und: „Es werden sich recht schnell wieder die herkömmlichen Routinen einschleichen.“ Auch hier werden Veränderungen bei der Digitalisierung, die Aufwertung der häuslichen Lebenswelt, eine neue Nachdenklichkeit und eine Mobilitätswende erhofft; das Ende des Kreuzfahrttourismus wird prophezeit. Ökosensibilisierung, Konsumreduzierung und ein Umdenken beim Umgang mit Ressourcen würden sich durchsetzen, gleichzeitig bringe die Situation Gefahren für Demokratie und Sozialstaat. Gerade die Teile 2 bis 4 lesen sich ein wenig redundant, werden doch immer wieder ähnliche Gegensatzpaare zwi-



Paul M. Zulehner, *Bange Zuversicht. Was Menschen in der Corona-Krise bewegt*, Ostfildern 2021, ISBN: 978-3-8436-1303-3, 239 Seiten, € 20,00.

schon „banger Skepsis“ (152) einerseits und „hoffnungsschwangerer Zuversicht“ (162) andererseits aufgetan und beschrieben.

Der letzte Abschnitt (171–214) ist den Kirchen und ihrem Gottesdienst in der Pandemie gewidmet: den erwartbaren Rückgängen an Beteiligung bei Gottesdienst und Gemeindeleben, der Frage der Relevanz (oder besser: Nicht-Relevanz) kirchlicher Vollzüge und Angebote für viele Menschen, verbunden mit dem Aspekt der (mangelnden) Qualität und Nutzerorientierung. Zentral sind Zulehners Zusammenfassungen zur Privatisierung der Gottesverehrung, die sich an kreativen Hauskirchen zeigt, verbunden mit einem verstärkten Prozess der „Selbstermächtigung von Christen und Christinnen“ (191). Es geht um nicht mehr und nicht weniger als um das Auslaufen des herkömmlichen Pastoralbetriebs. „Kirchliche Strukturen (Amtskirche, Sonntagspflicht, Sakramente) und der persönliche Glaube sind durch den Lockdown ins Wanken gekommen“ (191). Zentral sind die Bemerkungen zur Gottesfrage: Wie handelt Gott? Warum lässt er eine solche Pandemie zu? Die Antworten bewegen sich zwischen innerem Abschied von Gott aufgrund von eigenen irritierten Bildern einerseits und dem spirituellen Reifen andererseits, das das pure Leben als Geschenk entdecken und erleben kann.

Zum Abschluss formuliert Zulehner zusammenfassend fünf Thesen: Es braucht Brückenbauer und geht nicht ohne die Kunst des Balancierens. Eine neue soziale Frage kommt auf uns zu. Es braucht eine Ökologisierung der Ökonomie. Gott verschwand im Lockdown.

Der Pastoraltheologe hat hier viel Material zusammengetragen. Es ist gefühlt irgendwie alles drin, es ist alles angesprochen, dennoch lässt der Band den Leser in einer Balance eines (katholischen?) *et – et* verharren. Der Leser ist gehalten, seine eigenen Positionen in Auseinandersetzung mit dem Angebotenen zu klären.

Als das Buch im Herbst 2020 Druck war, hatte sich die Pandemie wieder verschärft. Die Antworten der Umfrage beziehen sich also lediglich auf die erste pandemische Phase im Frühjahr 2020. Vielleicht noch etwas zu früh, um grundsätzliche und langfristige Linien einzuschätzen, die heute, im Sommer 2021, an einigen Punkten noch klarer abzufragen wären. Die Auswahl der befragten Personen scheint nicht zufällig, die meisten sind über einen bereits bestehenden Kontakt über eine digitale Solidaritätsaktion für Papst Franziskus mit dem Forscher in Kontakt gekommen. Möglicherweise begegnet uns hier kein repräsentativer Querschnitt von Aussagen. Die Mehrheit der Antwortenden ist aus Westeuropa, Akademiker:innen, kirchlich verortet. Dies hat sicher auch Auswirkungen auf die Ansichten, die bei den meisten Befragten ähnlich sein dürften. Leider gehen manchmal die Formen von Beschreibung, Deutung und eigener Interpretation und Wertung des Autors ineinander, die Grenzen sind stellenweise nicht deutlich genug markiert. Das Buch stellt dennoch einen interessanten Querschnitt der Fragestellungen dar, die in der Pandemie aufgekommen sind. Und Paul Zulehner ist – wie anfangs gesagt – für viele unterschiedliche Themen gut.

Hubertus Schönemann

AUSGABE 2 | 2021

Editorial

Stellvertretung

Weil niemand allein leben kann

Biblische Schlaglichter auf die Frage der Stellvertretung

Stellvertretung als theologische Grundkategorie im Horizont einer missionarischen Kirche

Für alle, weil für wenige?

Stellvertreterreligion als Modell der Zukunft der Kirche in Europa?

Solidarität zwischen Gott und den Menschen

„Heute ist Beten die größte Wohltat, die man der Welt erweisen kann“ (Madeleine Delbröl)

Stellvertretung durch Christen?

Stellvertretung: Ein monastischer Blick

Erfahrungen aus der Begegnung mit Menschen, in deren Leben Gott und Glauben nicht (mehr) vorkommen

AKTUELLES PROJEKT

AKTUELLE STUDIE

KIRCHE ENTWICKELT SICH

TERMINE & BERICHTE

REZENSIONEN

Durchblicke

In Zukunft leiten

Bange Zuversicht

Lebenslänglich!

Zu dieser Ausgabe

Lebenslänglich!

Das Ringen von Migrierten und Geflüchteten um gleichberechtigte Partizipation in Gesellschaft und Kirche

Ja, es ist ein blinder Fleck. Natürlich wissen die für die Pastoral Verantwortlichen, dass es in Deutschland zahlreiche muttersprachliche Gemeinden etc. gibt. Und doch sind Katholikinnen und Katholiken mit Migrationshintergrund strukturell schwach vertreten in einer Kirche, die eigentlich seit einigen Jahren Partizipation groß schreibt, und bleiben oft außen vor oder gar unsichtbar.

Theologisch betrachtet verschärft sich das Problem weiter: Katholizität meint eben auch, Kirche für alle und mit allen zu sein. Gerade die katholische Kirche als Weltkirche überschreitet die Unterscheidung zwischen „Einheimischen“ und „Fremden“, versteht sich als Gemeinschaft gleichberechtigter Menschen verschiedenster Herkunft – und steht damit in biblischer Tradition.

Und doch erfahren Menschen, dass sie als Migranten und Migrantinnen dauerhaft – „lebenslänglich!“ – nicht ganz dazugehören. Diese Erfahrung – nicht nur in der katholischen Kirche, sondern auch in der Gesellschaft insgesamt – ist der Ausgangspunkt des zu besprechenden Bandes.

Er geht auf einen Studientag mit anschließendem Workshop des Instituts für Weltkirche und Mission (IWM) im Oktober 2019 zurück. Wie der Herausgeber, P. Tobias Keßler, bedauert, blieb das Bemühen um Beiträge von Menschen, die die im Fokus stehende Exklusion selbst erfahren, erfolglos. Die im Band versammelten Artikel zeichnen dennoch ein vielschichtiges Bild und können als Augenöffner dienen.

Den Auftakt bildet ein Impulsvortrag des Herausgebers, an den die weiteren Beiträge teilweise anknüpfen. Keßler macht darin auf machtförmige Asymmetrien zwischen Etablierten und Zugewanderten aufmerksam, die sich zwar im Lauf der Zeit verändern, aber trotzdem häufig bleiben. Er fragt auch nach dem spezifischen Fall der katholischen Zugewanderten, die ja „mit deutschen Katholikinnen und Katholiken zwei Zugehörigkeiten“ teilen: „die Zugehörigkeit zu den Menschen in Deutschland einerseits und die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche andererseits“ (25). Und er gibt u. a. folgende Frage mit auf den Weg: „Kann der christliche Glaube entsprechend der Selbstwahrnehmung vieler Christen tatsächlich als relevante Größe betrachtet werden, die nicht so sehr einer spirituellen Überhöhung per se unschöner Fakten dient, sondern in der Lage ist, die gängigen Diskurse und Narrative sowie den Entwicklungsverlauf der Beziehung zwischen Etablierten und Außenseitern nachhaltig positiv zu beeinflussen?“ (28).

Darauf kommen die Autorinnen und Autoren zurück. Zuerst jedoch schildern und analysieren sie migrantische Erfahrungen. Am intensivsten geschieht das im Beitrag von Drea Fröchtling, der auf Interviews mit sechs Afrikanerinnen und Afrikanern aufbaut, die sich seit 2008 als Sans-Papiers im Schengenraum aufhalten und das Fehlen von Gerechtigkeit und Sicherheit tagtäglich erleben.

Gerechtigkeit ist eine Problematik, die in den Beiträgen wiederholt thematisiert wird, aber auch Repräsentation. Zudem wird immer wieder auf die Frage der Anerkennung rekurriert. Marianne Heimbach-Steins etwa betont – mit Rückgriff auf Judith Butler – die Abhängigkeit der eigenen Subjektwerdung von der Anerkennung durch den Anderen. Dabei kann es zu Verletzungen kommen, wenn z. B. manche Menschen andere ausschließen oder ihre Angewiesenheit auf andere für die eigene Subjektwerdung negieren.

Konkreter wird die Frage der Anerkennung im Aufsatz von Regina Polak, die freilich den Begriff des Rassismus in den Mittelpunkt stellt. „Da ich als Mitglied der Mehrheitsgesellschaft sowohl gesellschaftlich als auch kirchlich zu den Alteingesessenen gehöre, ist anzunehmen, dass auch ich nicht frei von rassistischen Vorurteilen bin“, schreibt sie in einer



Tobias Keßler (Hg.), Lebenslänglich! Das Ringen von Migrierten und Geflüchteten um gleichberechtigte Partizipation in Gesellschaft und Kirche (Weltkirche und Mission 14), Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2021, ISBN: 978-3-7917-3258-9, 254 Seiten, € 29,95.

Vorbemerkung (132 f.), bevor sie die Allgegenwärtigkeit eines „atmosphärischen Rassismus“ (143) darstellt: Menschen begegnen anderen Menschen mit pauschalisierenden Vorurteilen und halten geschriebene und ungeschriebene Normen und Regeln aufrecht, die andere abwerten und ihnen Lebenschancen vorenthalten. „Frei von solchen Einstellungen sind selbst Migrantinnen und Migranten nicht. Da sie in einer rassistischen Ordnung leben, ist die Wahrscheinlichkeit, sich mit den Werten und Wertungen der Mehrheit zu identifizieren – nicht zuletzt, um ‚dazuzugehören‘ – durchaus gegeben“ (143).

Polak blickt nun auf die mit diesem Rassismus verbundenen Anerkennungsdefizite nicht nur in der Gesellschaft insgesamt, sondern auch speziell im Raum der (katholischen) Kirche. „Wie steht es um die Anerkennung von Glaubens- und Kirchenerfahrungen von Migrantinnen und Migranten in der Kirche?“ (150), ist nur eine von vielen Fragen, die sie den „Einheimischen“ als Spiegel vorhält.

Dabei ist Migration – man denke nur an das Babylonische Exil und die davon befeuete Theologie – biblisch gesehen eine Art Grunderfahrung des Glaubens. Und mit der Instruktion *Erga migrantes* von Papst Johannes Paul II. lässt sich das „Zusammenleben von Gläubigen mit und ohne Migrationsgeschichte“ als eine „Nagelprobe, ob sie es mit ihrem Glauben ernst meinen“ (161), betrachten.

Dass es hier in Deutschland große persönliche und strukturelle Defizite gibt, kann man von Christiana Idika lernen: Wenn muttersprachliche Gemeinden als Quasipfarreien einer „Einheimischen-Pfarrei“ zugeordnet werden, haben sie, „[d]a sie nicht als juristische Personen anerkannt sind, [...] kein Vermögensrecht“ (177). Auch in Bezug auf die Budgetzuweisung ziehen sie den Kürzeren, wenn eingebürgerte Migrantinnen einer „deutschen“ Pfarrei zuordnet werden, obwohl sie zur muttersprachlichen Gemeinde gehen. Und wenn sich muttersprachliche Gemeinden mit einer „deutschen“ Gemeinde Räumlichkeiten teilen, stehen sie bei den Gestaltungsmöglichkeiten oft erst an zweiter Stelle.

Was aber lässt sich gegen Ausgrenzung und Benachteiligung tun? Christian Spieß arbeitet in seinem Beitrag heraus, dass zwar auch eine Umverteilung von Gütern, Rechten etc. seine Berechtigung hat, um Ungleichheiten zu bearbeiten. Anerkennung, die die Differenzen wertschätzt, ist jedoch davon zu unterscheiden.

Ein eigenes Thema ist anwaltschaftliches Eintreten für MigrantInnen. Katja Winkler, die mit ihrem Aufsatz auch eine Einführung in postkoloniales Denken gibt, betont, dass es wichtig ist, dass Menschen für andere ihre Stimme erheben (denen das vielleicht gar nicht selbst möglich ist). Zugleich ist eine solche Repräsentation auch bei besten Absichten problematisch: Sie muss die Vertretenen als Andere, als Fremdgruppe konstruieren (Othering) – obwohl gerade darin das Problem liegt, dass sie als Andere/Fremde ausgegrenzt sind; sie stellt die Vertretenen nicht aus ihrer eigenen Sicht, sondern im Rahmen der Verständlichkeitsmöglichkeiten der Vertretenden dar; sie verhindert womöglich, dass die Vertretenen selbst am Diskurs teilnehmen.

Doch trotz aller Begrenzungen und Probleme gibt es auch viele positive Beispiele des Einsatzes für (und mit!) MigrantInnen. Zum Abschluss des Bandes berichtet der Würzburger Hochschulpfarrer Burkhard Hose von einigen Erfahrungen ebenso wie Dietrich Gerstner von der christlichen Lebensgemeinschaft „Brot & Rosen“ in Hamburg, die ihren einfachen Lebensstil mit Menschen aus den verschiedensten Lebenssituationen und Ländern teilt. Zudem stellen Johannes Weth und Steve Ogedegbe den „Himmelsfels“ im nordhessischen Spangenberg als einen interkulturellen Begegnungs- und Lernort vor.

Veränderungen der Strukturen und bei den Einzelnen sind nicht nur gefordert, sondern vollziehen sich auch bereits. Arnd Bünker richtet den Blick auf die „postmigrantische Gesellschaft“, „die sich ihrer teilweise schon lange bestehenden migrantischen Prägung bewusst wird und die darum ringt, wie die bestehende Diversität in ihr Selbstverständnis Eingang finden kann“ (187): „Alle paar Jahre wiederkehrende Leitkulturdebatten können demnach als sichere Indikatoren für eine postmigrantische Gesellschaft angesehen werden“ (188). Postmigrantisch heißt nicht, dass es keine dynamischen Entwicklungen mehr gibt und alle Aushandlungsprozesse bereits abgeschlossen sind – im Gegenteil! Aber das einseitige Denken, dass es *einbahnstraßenmäßig* darum gehe, sich um die MigrantInnen zu sorgen, sollten wir überwinden.

Das macht auch eine Studie zu christlicher Migration des Schweizerischen Pastoralsoziologischen Instituts (SPI) deutlich, die Bünker vorstellt. So gibt es auch in der Schweiz die migrantischen Gemeinden des

„Betreuungstyps“, wo die Integration von (immer neuen) „ersten Generationen“ im Vordergrund steht. Die Gemeinden des „Abgrenzungstyps“ definieren sich jedoch „nicht mehr primär über Migration“. „Sie sehen sich als eigenständige christliche Gemeinden mit eigenem Profil und Auftrag in dem Land (und für das Land), in dem sie existieren“ (196). Das geht noch weiter bei Gemeinden des „Missionstyps“, die sich explizit der – teilweise internationalen – Missionsarbeit verschrieben haben. Interessant: Typ- und konfessionübergreifend sieht eine große Mehrheit der Befragten die („einheimische“) Kirche in der Schweiz in der Krise, als zu angepasst an die heutige Gesellschaft und nicht als Vorbild für die eigene Gemeinde an – und erkennt für sich selbst einen „evangelisierenden Auftrag in der Schweiz“ (192).

Dabei muss man sich bewusst machen: Während für Deutschland geschätzt wird, dass ungefähr ein Fünftel der KatholikInnen einen Migrationshintergrund hat, so haben „38% der katholischen Wohnbevölkerung der Schweiz [...] einen Migrationshintergrund, und 25% der katholischen Wohnbevölkerung sind AusländerInnen“ (204).

Was sich also in der Schweiz vielleicht schon deutlicher abzeichnet, gilt auch für Deutschland: Migrantische Elemente gewinnen nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in der Kirche immer mehr Selbstbewusstsein und Selbstverständlichkeit – oder sollten das zumindest, denn in vielerlei Hinsicht ist auch noch ein gutes Stück Weg zu gehen zu einer „neuen Normalität“ des Miteinanders; die sollte allerdings möglichst ausgrenzende Strukturen vermeiden wie in der „alten Normalität“, die der zu besprechende Band ja gerade in den Blick nimmt und problematisiert. Dies tut er in vielen Facetten, die hier nur ausschnittsweise vorgestellt werden konnten, und auch mit einigen Ausschnitten aus dem [Graphic Recording der zugrundeliegenden Tagung](#). Insgesamt ein wichtiges Buch für den Aufbruch zu einer partizipativen Kirche!

Martin Hochholzer



AUSGABE 2 | 2021

Editorial

Stellvertretung

Weil niemand allein leben kann

Biblische Schlaglichter auf die Frage der Stellvertretung

Stellvertretung als theologische Grundkategorie im Horizont einer missionarischen Kirche

Für alle, weil für wenige?

Stellvertreterreligion als Modell der Zukunft der Kirche in Europa?

Solidarität zwischen Gott und den Menschen

„Heute ist Beten die größte Wohltat, die man der Welt erweisen kann“ (Madeleine Delbrèl)

Stellvertretung durch Christen?

Stellvertretung: Ein monastischer Blick

Erfahrungen aus der Begegnung mit Menschen, in deren Leben Gott und Glauben nicht (mehr) vorkommen

AKTUELLES PROJEKT

AKTUELLE STUDIE

KIRCHE ENTWICKELT SICH

TERMINE & BERICHTE

REZENSIONEN

Zu dieser Ausgabe

Zu dieser Ausgabe

ISSN: 2191-3781

URN dieser Ausgabe:

urn:nbn:de:0283-euangel2-2021_5

Bildnachweis Titelbild:

Gina_Janosch/pixabay.com – vereinfachte Pixabay-Lizenz

Download der gesamten Ausgabe als PDF

Impressum

Herausgeber

Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP e.V.)

Holzheienstraße 14
99084 Erfurt
Tel.: 0361 / 54 14 91-0
Fax: 0361 / 54 14 91-90
sekretariat@kamp-erfurt.de
www.kamp-erfurt.de

Vertretungsberechtigter Vorstand:

Dr. Ralph Poirel (Vorsitzender)
Registergericht: Amtsgericht Bonn,
Register-Nr.: VR 9063,
Steuer-Nr.: Finanzamt Bonn Innenstadt: 205/5766/1873

Inhaltlich verantwortlich für diesen Internetauftritt:

Dr. Hubertus Schönemann
Holzheienstraße 14
99084 Erfurt

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die
Meinung der Redaktion wieder.

ISSN: 2191-3781

Newsletter

Wenn Sie bei Erscheinen einer neuen Ausgabe von euangel informiert
werden möchten, können Sie den [Newsletter der Katholischen
Arbeitsstelle für missionarische Pastoral](#) abonnieren. Er wird jeweils
versandt, sobald eine neue Ausgabe bereitsteht.

Bilder und Copyright

Soweit nicht anders angegeben:

© 2010–2021 KAMP und deren Lizenzgeber. Alle Rechte vorbehalten.

Titelbild Ausgabe 1/2013:

Angelika Kamlage, <http://www.leidenschaften-leben.de>

Titelbild Ausgabe 2/2013:

Katharina Wagner / Pfarrbriefservice.de

Titelbild Ausgabe 3/2013:

Tobias Kläden, KAMP

Titelbild Ausgabe 1/2014:

Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 2/2014:

© stockphoto-graf / Fotolia.com

Titelbild Ausgabe 3/2014:

Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 1/2015:

Roark / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2015:

AnnaER / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2015:

Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 1/2016:

© Rawpixel.com / Fotolia.com

Titelbild Ausgabe 2/2016:

Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 3/2016:

NASA

Titelbild Ausgabe 1/2017:
Pieter Bruegel der Ältere [Public domain], via [Wikimedia Commons](#)

Titelbild Ausgabe 2/2017:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 3/2017:
OpenClipart-Vectors / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2018:
ElasticComputeFarm / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2018:
auntmasako / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2018:
walkerud97 / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2019:
Pexels / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2019:
Simedblack / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2019:
geralt / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2020:
Thomas Milz, Adveniat

Titelbild Ausgabe 2/2020:
Prawny / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2020:
hpgruesen / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2021:
Bru-nO / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2021:
Gina_Janosch / pixabay.com, public domain (CC0)

Gestaltung

Georgy · Buechner
www.georgy-buechner.de

Technische Umsetzung

Ulfried Herrmann
www.yellowlabel.de